



1001 1402450

Schriften für das deutsche Volk
herausgegeben
vom Verein für Reformationsgeschichte



Nr. 41

**Die
ersten Jesuiten
in Deutschland**

von

Walter Friedensburg

Direktor des kgl. Staatsarchivs
in Stettin

Universitätsprofessor a. D.



Halle a. d. S. 1905

446036
Verlag von Rudolf Haupt.

24
/ Die ersten Jesuiten in
Die ersten Jesuiten in
Deutschland/
Deutschland

von

W. Friedensburg
Walter Friedensburg

Direktor des königlichen Staatsarchivs in Stettin
Universitätsprofessor a. D.

Halle a. d. S.

Verein für Reformationsgeschichte.

1905.

BX
3735
FM

Theology Library
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

Vorbemerkung.

Für die Darstellung sind vornehmlich folgende Werke benutzt worden:

A. Quellen.

Braunsberger, D., S. J., *Beati Petri Canisii S. J. epistulae et acta*. Bd. I (bis 1556.) Freiburg 1896.

Duhr, B., S. J., Nikolaus Bobadilla in Deutschland, in *Römische Quartalschrift*, Bd. XI (1897), S. 565—593.

Cartas de San Ignacio de Loyola. Bd. I. II. Madrid 1874. 1875.

Friedensburg, W., Briefe Robert Bauchs aus Deutschland, in *Zeitschrift für Kirchengeschichte*, Bd. XXIII (1901), S. 438—477.

Hansen, J., *Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens, 1542—1582*. Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtsfunde, Bd. XIV. Bonn 1896.

Lämmer, H., *Monumenta Vaticana historiam ecclesiasticam saeculi XVI illustrantia*. Freiburg 1861.

Monumenta historica societatis Jesu: Vita Ignatii de Loyola et Chronicon Polanci, S. J. Bd. I. II. Madrid 1894.

— Fasciculi 121. 127: *Epistolae . . . Claudii Jaji*. Madrid 1904.

Tacchi-Benturi, B., S. J., *Ungebrückte Dokumente zur Beleuchtung der Tätigkeit Bobadillas in Deutschland, 1545—1547*, in *Römische Quartalschrift*, Bd. XIII (1899), S. 288 ff.

[Nicht zugänglich war mir: *Cartas y otros escritos del B. P. Pedro Fabro S. J.* Bd. I. Bilbao 1894.]

B. Darstellungen.

- Böhmer-Romundt, H., Die Jesuiten. Aus Natur- und Geisteswelt, Bd. 49. Leipzig und Berlin 1904.
- Drems, P., Petrus Canisius, der erste deutsche Jesuit. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Nr. 38. Halle 1892.
- Drohsen, G., Geschichte der Gegenreformation. Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen, herausgegeben von W. Duden III, 3, 1. Berlin 1893.
- Ennen, L., Geschichte der Stadt Köln. Bd. IV. Köln und Neuß 1875.
- Gothein, E., Ignatius von Loyola. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Nr. 11. Halle 1885.
- Ignatius von Loyola und die Gegenreformation. Halle 1895.
- Hansen, J., Die erste Niederlassung der Jesuiten in Köln, 1542—1547. Beiträge zur Geschichte vornehmlich Kölns und der Rheinlande, S. 163 ff. Köln 1895.
- Huber, A., Geschichte Oesterreichs. Bd. IV. Gotha 1892.
- Janssen, Joh., Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Bd. VI. VII. Freiburg 1885. 1893.
- Prantl, C., Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt. Bd. I. München 1872.
- Riezler, S., Geschichte Bayerns. Bd. IV. Gotha 1899.
- Warrentrapp, R., Hermann von Wied und sein Reformationsversuch in Köln. Leipzig 1878.
-

1. Die Anfänge. Petrus Faber.

1540—1542.

Der erste Jesuit der unser Vaterland betreten hat, war der Savoyarde Peter Faber (Lefèvre), ein armer Bauernsohn, der auf der Alpenweide seiner Heimat aufgewachsen war und sich unter vielen Entbehrungen durch die Anfangsgründe des Wissens bis zu den Pforten der Pariser Universität durchgerungen hatte. Hier stand er schon vor dem Magisterexamen, als der spanische Edelmann Ignatius de Loyola, der das weltliche Rittertum mit dem Dienste der Madonna und der Heiligen vertauscht hatte, die nämliche Hochschule bezog, um zur Ausführung weltumfassender Pläne, die in seiner ehrgeizigen Seele heranreiften, sich in der Bildung seiner Zeit das unentbehrliche Rüstzeug zu verschaffen. Faber ward Ignatius Stubengenosse und erster Jünger; er unterlag bald völlig dem Einfluß des Spaniers; oft hat er hernach erklärt, daß alles was er sei, das Werk des Ignatius sei. Insbesondere die von dem letzteren erdachte Methode der Seelenführung, die sogenannten „geistlichen Uebungen“, die ein Hauptmittel der jesuitischen Herrschaft über die Gemüter der Menschen geworden sind, machten Faber dem Ordensstifter geistig ganz zu eigen. So wurde er von diesem, dem er aus Frankreich nach Italien und Rom gefolgt war, dazu ersehen, als erster den jesuitischen Geist in das Ursprungsland der „Rekerei“ zu tragen, an deren Bekämpfung der Orden, auch wenn sie nicht auf seinem ursprünglichen Programm in ausdrücklichen Worten gestanden hatte, je länger desto mehr einen seiner wesentlichsten Zwecke erblicken mußte.

Im Jahre 1540, dem nämlichen, in dem der Orden seine Anerkennung durch das Papsttum erlangte, kam Faber nach Deutschland. Hier hatte der beständig vor-
dringende Protestantismus gerade neuerdings wiederum große Erwerbungen gemacht: nach dem 1539 erfolgten Tode des albertinischen Herzogs von Sachsen, Georg, der zu Dresden residierte, des alten Gegners Luthers, war sein Land dem Katholizismus verloren gegangen; gleichzeitig hatte Kurfürst Joachim II. von Brandenburg nach mehrjährigem Schwanken endlich mit seinem ganzen Hofe das Abendmahl unter beiderlei Gestalt entgegengenommen und dadurch seinen Uebertritt zum Protestantismus feierlich bekundet. Andererseits war der Hort des alten Glaubens, Kaiser Karl V., in die europäischen Händel verstrickt, seit acht Jahren dem deutschen Reiche ferngeblieben; das allgemeine Konzil aber, das der Anschauung der Zeit als das letzte Heilmittel zur Bewahrung der Einheit in der Christenheit erschien, hintertrieb die selbststüchtige Politik eines verweltlichten Papsttums.

In dieser Lage der Dinge war unter den fürstlichen und städtischen Obrigkeiten des deutschen Reichs der Gedanke aufgekommen, auf dem Wege von Religionsgesprächen den Versuch einer Verständigung unter sich zu machen. Ein solches Religionsgespräch war für das Ende des Jahres 1540 nach Worms ausgeschrieben worden. Freilich konnte man nicht hindern, daß auch Vertreter der höchsten weltlichen wie geistlichen Macht, des Kaisertums wie des Papsttums, in deren Interesse es lag, die Einigkeit unter den Deutschen nicht zustande kommen zu lassen, sich nach Worms auf den Weg machten; der Papst, Paul III., sandte seine Nuntien, der Kaiser seine Staatsmänner und Theologen. Zu den letzteren gehörte auch der Spanier Petrus Ortiz, der bis dahin die Angelegenheiten seines Herren an der päpstlichen Kurie zu Rom wahrgenommen hatte. Ortiz war hier frühzeitig mit Ignatius und den Seinen bekannt worden; er gehörte bald zu den vornehmsten Gönnern des jungen Ordens. So wurde jetzt Faber ihm beigegeben; er kam gegen Ende des Jahres 1540 in Ortiz Begleitung nach

Worms, und als hier das Religionsgespräch, nachdem es kaum begonnen worden, auf Befehl des Kaisers abgebrochen und nach Regensburg verlegt wurde, wo Karl V. nach so langer Abwesenheit vom Boden des Reichs endlich persönlich erscheinen wollte, um einen Reichstag abzuhalten, fanden sich dazu auch Ortiz und Faber ein und verweilten in Regensburg bis zum Schluß der Verhandlungen.

Während dieses etwa achtmonatlichen Verweilens in unserem Vaterlande erwies sich der Schüler Loyolas als ein eifriger Beobachter der deutschen Dinge, über die er häufig nach Rom berichtete. So fremd ihm auch alles zunächst erscheinen mochte, nahm er doch bald wahr, daß bei den Verhandlungen die Protestanten der überlegene, gewinnende Theil waren; ihrer zielbewußten Haltung gegenüber zeigte sich die Zerfahrenheit auf katholischer Seite in um so grellerem Lichte. Weder die katholischen Gelehrten Deutschlands, wie Dr. Eck, der Vorkämpfer der alten Kirche in Worms, noch selbst der päpstliche Legat Cardinal Contarini, das Haupt der Katholiken auf dem Regensburger Tage, entgingen dem Tadel Fabers; viele andere aber, die sich äußerlich zu den Katholiken hielten, erregten durch ihre Lauheit den Ingrimm und den Verdacht des Jesuiten: „Wölfe im Schafskleid“ nennt er sie. Wie lebhaft hätte Faber gewünscht, selbst auf den Kampfplatz treten zu dürfen; wie sehnte er sich nach einem Anlaß, seinen Orden vor der großen Oeffentlichkeit, vor Kaiser und Reichsständen, zu vertreten und — wie er nicht zweifelte — zu verherrlichen! Aber ein solcher Anlaß fand sich nicht. Andererseits hatte der kaiserliche Minister Granvella ein wachsameres Auge auf den fremden Priester; er wehrte es Faber sogar, als dieser schon in Worms auf den Gedanken verfiel, mit Hilfe eines Dolmetschers Kinderlehre einzurichten.

Aber im einzelnen seinem Orden Freunde zu gewinnen und dessen Regeln und Geist bekannt zu machen, konnte ihm niemand wehren. Er erreichte, daß der schon alternde Johannes Cochlaeus, einer der schreibseligsten Gegner Luthers und der Reformation, unter seiner Leitung

die „geistlichen Uebungen“ durchmachte und ihm dann wieder andere zuführte, die des gleichen Seelentrostes bedurften. Im ganzen war Faber doch mit seinem Aufenthalte in Deutschland nicht unzufrieden, er sah hier ein ausgedehntes Feld künftiger Tätigkeit seines Ordens vor sich liegen; daß dem Protestantismus gegenüber alle Mittel, die man bisher in Anwendung gebracht, zu versagen schienen, entmutigte den Jünger Loyolas nicht nur nicht, sondern machte ihn um so zuversichtlicher. Fast prophetisch schrieb er an Ignatius: „Da die großen Mächte (nämlich Kaisertum und Papsttum) und die Gelehrten so wenig vermögen, und je mehr die allgemeinen Mittel bei dem täglich wachsenden Uebel versagen, um so mehr dürfen wir hoffen, daß der Herr der Ernte sich unserer bedienen will!“

In der That waren die alten Waffen, die Waffen des Mittelalters, stumpf geworden. Wer kümmerte sich noch um das feierliche Edikt, das vor fast zwanzig Jahren zu Worms von Kaisers- und Reichswegen wider Luther und seine Anhänger ausgegangen war, oder gar um die Bannflüche, mit denen das Papsttum den kühnen Reformator zerhmettern wollte? Und wohin war es mit dem Ansehen und Einfluß der eigentlichen Träger des mittelalterlichen Systems, der Geistlichen, gekommen? Kaum ein Stand war dazumal so verachtet, wie der geistliche. Und nicht mit Unrecht; das verwerfliche Leben und Treiben, dem sich der Klerus seit geraumer Zeit hingeeben, hatte schon vor Luthers Auftreten vielfach Anstoß geboten und seither war es damit nicht besser geworden. Die Versumpfung und Verwahrlosung des niederen, die Verweltlichung des höheren Klerus spotteten aller Beschreibung; es lag offen zutage daß die alte Geistlichkeit gänzlich unfähig war, in einer so schweren Krisis das Ansehen ihrer Kirche aufrecht zu erhalten; eben hier schien sich vielmehr die gewaltigste Katastrophe vorzubereiten. Vielfach leerten sich die Klöster und verödeten die Pfarren, an brauchbaren Nachwuchs aber war kaum zu denken, denn welche besseren Elemente hätten Lust gehabt sich dem mißachteten, in der Auflösung begriffenen Stande beizugesellen?

Die Gefahren, die diese Zustände in sich trugen, blieben natürlich auch auf katholischer Seite Tieferblickenden nicht verborgen. Niemand aber beurtheilte die Sachlage wol richtiger als der Mann, dem in jenen schicksalsschweren Jahren die diplomatische Vertretung der römischen Kurie in unserem Vaterlande oblag, nämlich der päpstliche Nuntius Johannes Morone, der Abkömmling einer vornehmen mailänder Familie, der schon in sehr jungen Jahren zum Bischof von Modena aufgestiegen und dann, zuerst im Jahre 1536, von Papst Paul III. als sein Vertreter am Hofe des römischen Königs Ferdinand beglaubigt worden war. Morone aber hatte sich auf dieser Mission so bewährt, daß ihn die Kurie in den folgenden Jahren noch wiederholt über die Alpen sandte, wo sie ihn stets an die schwierigste Stelle setzte. So hatte Morone dem Wormser Religionsgespräch und nicht minder dem Regensburger Reichstag von 1541 beigewohnt, und es war nicht am wenigsten sein Werk, wenn die Einigung der deutschen Religionsparteien hintertrieben worden war. Gleichwol gab sich Morone über den beständigen Rückgang des Katholizismus in Deutschland keiner Täuschung hin. Die Auflösung der katholischen Organisation war ihm schon bei seinem ersten Eintritt in Deutschland entgegengetreten, da er in den Alpenländer auf leerstehende Klöster und unversehene Pfarren stieß. Ueber diejenigen aber, die in Deutschland im Kampfe gegen das Luthertum voranstanden, die Männer vom Schlage eines Eck und Cochlaeus, fällt Morone schon 1537 das ungünstigste Urtheil; sie verstanden, erklärte er, nichts als auf die Gegner zu schimpfen und hätten durch ihr unverständiges Reisen nur zur Erweiterung des Risses in der Kirche beigetragen!

Nun führte das Geschick den Nuntius in Worms wie in Regensburg mit Peter Faber zusammen. Man begreift, daß dieser Vertreter einer neuen Richtung im Klerus, die es mit dem geistlichen Beruf ernst zu nehmen schien, die Beachtung des scharfblickenden päpstlichen Diplomaten auf sich ziehen mußte. Morone wird nicht unterlassen haben, sich über die Genossenschaft, der Faber

angehörte, näher zu unterrichten. Was er darüber hörte und in Faber verkörpert sah, hat ihn dann augenscheinlich mit der Hoffnung erfüllt, daß durch den Orden der Hebel angelegt werden möge, um das herbeizuführen was das nächstliegende Bedürfnis erforderte, eine sittliche Wiedergeburt des geistlichen Standes. So kam es, daß Morone, als ihm gegen Ende des Jahres 1541, wenige Monate nach seiner Rückkehr aus Regensburg, von der Kurie eine neue Mission nach Deutschland angetragen wurde, sich die Beigabe einiger dieser „spanischen Priester“, vor allem Fabers selbst, ausbedang; sie sollten, verlangte er, gänzlich zu seiner Verfügung stehen, wo und wie es ihm passend erscheine.

Die Kurie ging auf die Wünsche ihres Nuntius ein. Zwar hatte Faber bereits Deutschland verlassen, um sich dem Befehl seiner Oberen gehorsam nach Spanien zu begeben; alsbald aber erging die Weisung an ihn, umzukehren und die kaum verlassene Wirkungsstätte wieder aufzusuchen. Außerdem wurden zwei der in Italien wirkenden Jesuiten dazu ausersehen, dem Nuntius, der bereits nach Deutschland vorausgeeilt war, zu folgen; sie sollten ihn in Speier treffen, wohin zum Frühjahr 1542 eine neue Reichsversammlung ausgeschrieben worden war.

Mittlerweile war Morone bemüht, den Helfern, die er sich ersahen hatte, die Bahn zu ebnen. Die betrübenden Eindrücke vom Stande des katholischen Kirchenwesens, die er neuerdings auf seiner Reise empfangen hatte, ließen ihn nur umsomehr seine Hoffnung auf jene setzen. „Könnte ich doch“, schrieb er bereits von Innsbruck aus an die Kurie, „ein Duzend jener Ordensleute zu meiner Verfügung erhalten, um sie über die Klöster dieser Landschaften zu verteilen. Es müßten allerdings gründlich gelehrte Männer von tadellosem Wandel sein, dabei voll Demut, Geduld und christlicher Liebe.“ Auf der Weiterreise besuchte der Nuntius in München den Herzog von Bayern, einen der wenigen weltlichen Fürsten in Deutschland, die dem alten Glauben noch anhängen. Morone nahm flug den Anlaß wahr, ihm die Jesuiten ans Herz zu legen. Wie übel bestellt habe er doch die

bayerischen Klöster gefunden, klagte er; aber schon sei von der Kurie die Sendung einer Anzahl trefflicher Ordensleute aus Italien verfügt worden, um mit aller Schonung und christlicher Milde die entarteten Mönche wieder zur Ordensregel zurückzuführen. Aber es waren keineswegs nur die Klöster deren Mißstände Abhilfe verlangten; daß es in der Weltgeistlichkeit nicht besser aussah, zeigen Morones Berichte über den Stand der Dinge im Bistum Augsburg. Hier war zwar der Bischof, Christof von Stadion, ein Prälat von unsträflichem Wandel, eine seltene Ausnahme unter seinen Amtsgenossen; aber sein Beispiel hatte nicht die Macht gehabt, die eingewurzelten Mißstände unter der Stiftsgeistlichkeit auszurotten. In dieser gab das ganz verweltlichte adlige Domkapital den Ton an, dessen ungeistliches, sittenloses Treiben zum Himmel schrie. Morone konnte sich nicht enthalten, den Herren ins Gewissen zu reden; er ermahnte sie, ihre Beischläferinnen zu entlassen und sich der gewohnten Zechgelage zu enthalten, die in wüster Trunkenheit zu enden pflegten und zusammen mit der Jagd und dem Spiel die Zeit dieser hochwürdigen Herren ausfüllten.

Mit solchen Eindrücken kam Morone nach Speier. Hier traf er das geistliche Haupt des Reiches, den Erzbischof von Mainz, Albrecht von Brandenburg, der schon seit über zwanzig Jahre den Kardinalspurpur trug. Auch mit ihm sprach der Nuntius über die Sittenbesserung des Klerus. Albrecht seufzte: er wisse kein Mittel, bekannte er, diesen der Fleischeslust und dem weltlichen Sinn zu entreißen. Morone fragte, ob denn nicht wenigstens vereinzelte bessere Elemente vorhanden seien, durch die man die übrigen im Zaum halten könne; der Kardinal erwiderte verneinend. Das waren Erfahrungen von so niederdrückender Art wie sie Morone, obwohl er als Kenner der deutschen Verhältnisse gelten konnte, vielleicht selbst nicht erwartet hatte. „Deutschland“ — in diesen Worten faßt er einmal Eindrücke zusammen, die er damals erhielt — „neigt mehr als je zum Luthertum und man möchte glauben, daß Gott selbst dies auf jede Weise fördere. Von den höheren Geistlichen zumal ist keine Besserung

zu erwarten; sie haben nicht den Geist Christi, sondern sind in ihren Lastern ergraut. Wenn sich aber einer von ihnen aus seinen Sünden ein wenig aufraffen will, so wird er sogleich von der Ueberzahl der Schlechten zu Boden gedrückt und schämt sich als Christ zu leben, wird als Neuerer und Mörgeler verschrien: so ersticken jene den Geist!“ —

Endlich langten aus Italien die beiden erwarteten Jesuiten bei Morone an. Ihre Namen waren Nikolaus Bobadilla und Claudius Jajus (Le Jay), beide selbstverständlich Ausländer, jener ein Castilianer, dieser ein Landsmann Peter Fabers. Der 1511 geborene Bobadilla gehörte, wie letzterer, zu dem ältesten Kern des Ordens, zu der Schar der sechs Jünglinge, die schon 1534 am Montmartre zu Paris neben dem Meister das Gelübde abgelegt hatten; er war ein etwas unruhiger, nicht leicht disziplinirbarer Kopf, übereifrig und vielgeschäftig, aber auch eigensinnig und widerhaarig, von sanguinischem Temperament, das ihn von seinen eigenen Leistungen überaus vorteilhaft denken, ihn eine Festung schon für erobert ansehen ließ, wenn kaum die ersten Spatenstiche zu ihrer Bezwingung getan waren. Andererseits schreckte er freilich auch vor keiner Schwierigkeit zurück und war durch seine Beweglichkeit und Unermüdlichkeit, sowie durch seine ganze Persönlichkeit, der es auch an einem Zuge von Gutmütigkeit nicht gebrach, wol geeignet, den jungen Orden, dem er diente, bekannt zu machen und in der Leute Mund zu bringen.

Eine tiefere Natur war Claudius Jajus, der in der späteren Pariser Zeit des Ignatius sich diesem zugesellt hatte. Geboren 1504 war er, als er zuerst nach Deutschland kam, schon über die Jünglingsjahre hinaus, von feiner, einnehmender Persönlichkeit, gleichsam der Diplomat der Gesellschaft, der aber bei allem Vermitteln und anscheinendem Anschmiegen an die Verhältnisse seinen Standpunkt doch immer festzuhalten wußte. Wie wir noch näher betrachten werden, hat Jajus an der ersten Festsetzung der Jesuiten in Deutschland einen sehr wesentlichen Anteil gehabt. —

Die beiden Jesuiten kamen nicht allein; als Führer bei ihren ersten Schritten auf deutschem Boden diente ihnen — ein Blinder! Dies war der von König Heinrich VIII. von England aus der Heimat vertriebene und seines Bischofs=sitzes beraubte irische Prälat Robert Bauchop, Erzbischof von Armaghan, der mit den deutschen Verhältnissen schon einigermaßen vertraut war, da er als päpstlicher Theologe den Religionsgesprächen der letzten Jahre beigewohnt hatte. Die Reise mitten im Winter war beschwerlich; schon auf den Vorbergen fand man alles beschneit und gefroren. Am 21. Januar 1542 wurde Trient erreicht; der Bischof, Christof Madruzzo, aus einem alteingesessenen italienischen Geschlecht von ausgesprochen päpstlicher Gesinnung, war nicht an seinem Bischofs=sitz, sondern auf einem seiner Schlösser. Bauchop suchte ihn dort auf, um Erkundigungen über den Stand der Dinge im Reich einzuziehen; es sollte nämlich am Orte des Reichstages, in Speier, die Pest ausgebrochen und die Versammlung deshalb von dort verlegt sein, was sich jedoch als unbegründet herausstellte. Dann ging es über die Brennerstraße weiter, Schnee und Eis aber blieben die Gefährten der Reisenden; man mag denken welche Eindrücke diese von dem unwirtlichen Lande erhielten, das künftig ihre Wirkungsstätte bilden sollte. Am 9. Februar kam endlich die rheinische Bischofsstadt in Sicht, die das Ziel der Reise bildete. Morone nahm die Ankömmlinge sehr freundlich auf; er war entzückt sie bei sich zu sehen. Ach, schreibt er nach Rom, wenn ich nur noch mehr von diesen Leuten hier hätte, so sollte es bald besser gehen! Er entwarf für seine kleine Streitmacht alsbald einen förmlichen Feldzugsplan. Faber, der zwar noch nicht eingetroffen war, aber demnächst erwartet werden durfte, wurden als Wirkungskreis die Bistümer Speier und Mainz, sowie weiterhin das ganze Rheinland, also der Westen des Reichs, zugewiesen, wogegen Tajus die Donauländer, besonders die bayerischen Herzogtümer, zum Felde seiner Tätigkeit nehmen sollte. Von Tajus zumal war Morone entzückt: er ist, schrieb er, ein wahrer Israelit, an dem kein Falsch ist; Morone, der seine Diplomat, fühlte wol die ihm selbst geistesverwandte

Natur durch. Im Besonderen schärfte Morone aber seinen Schützlingen ein, die deutsche Empfindlichkeit zu schonen, sich nicht offen als Reformatoren zu bezeichnen oder als solche zu geberden; das vertrage der Deutsche nicht: also vorsichtiges leises Auftreten, um diesen vorerst sicher zu machen, ehe man ihm das Netz über die Schultern werfe!

Einen Sonderauftrag erhielt Bobadilla: er sollte das Reichsheer auf dem Feldzuge nach Ungarn begleiten, den soeben der Reichstag auszuführen beschlossen hatte. Es war dabei förmlich vereinbart worden, daß die Geistlichen beider Konfessionen, die mit den ständischen Kontingenten ziehen würden, sich ein jeder in seiner seelsorgerischen Tätigkeit streng auf die Krieger seiner Konfession beschränken sollte. Allein Morone kannte die Werbekraft des Protestantismus zu gut, um nicht zu befürchten, daß trotz aller Vorkehrungen auch hier der alte Glaube den kürzeren ziehen würde; dem sollte Bobadilla nach Kräften entgegenwirken. Nach Beendigung des Feldzugs war dem Spanier wol die Wirksamkeit in den österreichischen Landen vorbehalten.

Im wesentlichen nach den Entwürfen des Runtius hat sich dann die Tätigkeit dieser drei ersten Jesuiten, die Deutschland betreten haben, gestaltet.

2. Nikolaus Bobadilla in Deutschland.

1542 — 1548.

Wir folgen zunächst Bobadilla, der mittels seiner allerdings etwas sprunghaften, unruhigen Tätigkeit während der nächsten sechs Jahre mit allen Wechselfällen der deutschen Geschichte verknüpft erscheint. Was er freilich in dem Türkenfeldzug des Spätsommers 1542, dessen kurzer, unglücklicher Verlauf den Erwartungen die man an ihn geknüpft und den umfassenden Rüstungen, die man gemacht, so wenig entsprach, ausgerichtet hat, wissen wir nicht. Bobadilla verschwindet mit dem Ausgang des Speierer Reichstages aus unseren Augen und taucht erst im Sep-

tember des Jahres in Wien, der Residenz König Ferdinands, wieder auf, wo er dem neu ernannten päpstlichen Nuntius Hieronymus Berallo, Bischof von Caserta, untersteht. Aber schon in Speier hatte der Jesuit zu König Ferdinand selbst Beziehungen geknüpft; vor ihm und seinem Hofe hatte er dort in spanischer Sprache predigen dürfen. Wir müssen uns dabei erinnern, daß König Ferdinand, der jüngere Bruder Kaiser Karls V., von Geburt ein Spanier war; in Alcalá, dem Sitz der berühmtesten Hochschule Spaniens, hatte ihn Johanna „die Wahnsinnige“, die Tochter und Erbin Ferdinands des Katholischen und Isabellas, zur Welt gebracht; in Spanien hatte er auch seine Erziehung genossen und erst als Jüngling betrat er Deutschland, um die Regierung der österreichischen „Erblände“ seines Hauses zu übernehmen. Seither hatte sich Ferdinand, im Gegensatz zu seinem älteren Bruder, dem Kaiser, der in den Niederlanden geboren und erzogen, je länger desto mehr Spanier wurde, dem deutschen Wesen angenähert; aber an seinem Hofe, in seiner Umgebung spielte das spanische Element fast die hervorragendste Rolle, sodaß es Bobadilla nicht schwer geworden sein mag hier Eingang zu finden. Auf weitere Kreise vermochte er freilich höchstens durch das Mittel des Lateinischen, der internationalen Sprache der Geistlichen und Gelehrten, einzuwirken; denn die Landessprache auch nur annähernd sich anzueignen, scheint er jederzeit für überflüssig gehalten zu haben, wennschon er sich bald die Befugnis beilegte und die Befähigung zutraute, in die deutschen Handel einzugreifen.

Bobadilla's Sondergebiet, wenn wir so sagen dürfen, waren die in den nächsten Jahren ziemlich zahlreich stattfindenden Reichstage, deren er keinen versäumte. Zunächst treffen wir ihn zu Anfang des Jahres 1543 in Nürnberg, wiederum in der Begleitung König Ferdinands, der dem Reichstag vorsah, und unter der besonderen Obhut des Nuntius Berallo. Die Lage war trotz des Scheiterns der Religionsgespräche für die katholische Partei im Reiche nichts weniger als günstig: der Kaiser war wieder in einen Krieg mit seinem alten Gegner, König Franz I.

von Frankreich, verwickelt, Ferdinand aber sah sich fortgesetzt durch die Türken bedroht; keiner der Brüder hatte hindern können, daß im Sommer 1542 die im Schmalkaldischen Bund zusammengeschlossenen Evangelischen den Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, den einzigen unter den namhafteren norddeutschen Fürsten, der noch dem Katholizismus anhing, aus Anlaß seiner Uebergriffe gegen die benachbarten evangelischen Reichsstädte mit starker Macht überzogen und aus seinem Herzogtum vertrieben, wo sie, vom Jubel der Bevölkerung begrüßt, sofort die Reformation einführten, die von diesem Augenblick an dort nicht mehr ernstlich erschüttert worden ist. Seitdem war, kann man sagen, Norddeutschland evangelisch! Und dabei bedurften Kaiser und König die Hilfe der Evangelischen gegen ihre Feinde im Osten und Westen. Kein Wunder, daß auch auf dem Reichstage die Neugläubigen selbstbewußt, siegesicher auftraten, Bobadilla hatte den Eindruck, Deutschland werde über Jahr und Tag wol ganz lutherisch sein. Der sanguinische Mann machte sich trotzdem seinen Trost zurecht. Die Stadt Nürnberg, in der er sich befand, war ihm gewiß im voraus als ein rechtes Erzkezerneß geschildert worden; da fand er sich denn nicht unangenehm enttäuscht, als er wahrnahm, daß der evangelische Gottesdienst in der Stadt doch noch über und über mit katholischen Bestandteilen durchsetzt war oder wenigstens die katholischen Reminiszenzen vielfach beibehalten hatte — d. h. in der äußeren Form, den inneren Gehalt zu prüfen war Bobadilla wol weder willens noch befähigt; doch nahm er Gelegenheit sich mit einem der führenden evangelischen Geistlichen der Stadt in ein längeres Gespräch einzulassen, dessen Verlauf Bobadilla, wie er selbst berichtet, mit Befriedigung erfüllte.

Aber er begab sich dann doch wieder auf katholisches Gebiet, nämlich zu dem Bischof Wolfgang von Passau, aus dem Hause des Grafen von Salm, der bei König Ferdinand in hoher Gunst stand, diesem wol auch seine Ende des Jahres 1540 erfolgte Erhebung auf den Bischofsstuhl verdankte. Bobadilla mag am Wiener Hofe

mit Wolfgang zusammengetroffen sein; vielleicht hatte diesen der König geradezu auf Bobadilla verwiesen; denn der Bischof, ein hochgebildeter Mann, verkannte die Schäden des katholischen Kirchentums nicht und war bemüht Zucht und Ordnung in seinem Bistum herzustellen. Dabei sollte ihm Bobadilla zur Hand gehen, hauptsächlich um die Geistlichen der Diözese zu ihren Pflichten zurückzuführen. Wir hören, daß Bobadilla in lateinischer Sprache predigte und sich auch des Unterrichts der jungen Kleriker annahm; auch soll er keckerisch gesinnte Glieder der Passauer Klerisei zur Reue und Buße gebracht haben.

Aber er wurde aus dieser Tätigkeit bald herausgerissen. Für das Frühjahr 1544 war nämlich nach Speier aufs neue ein Reichstag ausgeschrieben, der einen größeren Anstrich haben sollte als der vorjährige: der Kaiser selbst wollte ihm bewohnen. Um dieselbe Zeit kam auch wieder einmal ein päpstlicher Legat nach Deutschland, es war kein geringerer als der leibliche Enkel des Statthalters Christi, Kardinal Alessandro Farnese. Bei Kreuznach im schönen Rheintal, traf der Nepot mit dem Kaiser zusammen, mit dem er dann bis Worms fürbaß zog; dort aber sah sich Farnese, der wohl nicht ungern in der Pracht des päpstlichen Legaten dem Reichstag beigewohnt hätte, von Karl entlassen. Ehe er dann aber die Alpen wieder überschritt, erließ er den Befehl an Bobadilla, sich förderlich an den Ort des Reichstages zu verfügen. Hier sollte er in den Kreisen der zahlreichen Fremden, die beide Majestäten mit sich führten, als Beichtthörer dienen, gleichzeitig aber sich der Kurie als Berichterstatter nützlich machen; es war anzunehmen, daß er durch den Umgang mit seinen vornehmen Beichtfindern über die Absichten des Kaisers und die allgemeinen Konjunkturen mancherlei Wissenswerthes in Erfahrung bringen würde. Nur war es freilich nicht viel Günstiges für die Sache des Papstes, was Bobadilla von Speier aus zu melden vermochte; denn Rücksichtnahme auf die Protestanten, die er zum Reichskrieg gegen Frankreich bewegen wollte, bestimmte die Haltung des Kaisers; nie

ist er jenen so weit entgegengekommen wie damals in Speier; die Protestanten erreichten eine nur wenig ver-
klausulierte Anerkennung ihrer Stellung, sowie die Zusage,
daß, falls nicht bis zum Winter ein allgemeines freies
Konzil zustande komme, ein neuer Reichstag den Ausgleich
in der kirchlichen Frage in Deutschland unter Ausschluß
des Papstes herbeiführen sollte.

Das war eine Sachlage zum Verzweifeln! Bobadilla
begnügte sich denn auch nicht, die Beichte der Spanier
entgegenzunehmen oder als Zuschauer der Ereignisse
nach Rom zu berichten, sondern er suchte dem rollenden
Rade in die Speichen zu greifen: er warnte die Bischöfe
und katholischen Reichsstände, beschwor den Beichtvater
des Kaisers seinem erlauchten Beichtkinde ins Gewissen
zu reden, ja selbst der leitende Minister Karls, Granvella,
mußte von unserem Jesuiten eine Lektion über die richtige
Politik annehmen. Auch an seinen alten Gönner, König
Ferdinand, wandte sich der geschäftige Mann und entwickelte
ihm schriftlich, weshalb man den Protestanten keine Zu-
geständnisse machen dürfe; selbst wenn letztere nicht ernst
gemeint seien und der Kaiser darauf reche sie beim
nächsten Anlaß zurückzunehmen, so würden sie doch den
Uebermut und die Zuversicht der Gegner erhöhen. Gleichsam
erschöpft von diesem vielseitigen Tun schreibt Bobadilla
nach Rom: so wie jetzt habe er noch auf keinem Reichs-
tage „gearbeitet“.

Es fragte sich nur, ob man an der Kurie den Eifer
des Spaniers nach Verdienst werde zu schätzen wissen.
Sei es, daß man in Rom dies selbständige Auftreten
Bobadillas nicht billigte, oder daß man vom Kaiserhof
einen Wink erhalten hatte, genug, der Nuntius wurde
beauftragt ein wachsames Auge auf Bobadilla zu haben,
ihn unter seine besondere Aufsicht zu nehmen. Bobadilla
hatte gewünscht, nach Schluß des Reichstages sich in die
Diözese eines seiner bischöflichen Gönner zu begeben:
Wolfgang von Passau sowohl wie Bischof Philipp von
Speier bemühten sich um ihn; aber Berallo ließ ihn
nicht ziehen, sondern nahm ihn mit sich an den Hof des
römischen Königs. Bobadilla mußte gehorchen, er ver-

brachte den Rest des Jahres am königlichen Hofe, ohne hier, wie es scheint, eine seinem Tatendrang entsprechende Wirksamkeit finden zu können. Endlich wurde Berallo abberufen; er sollte den langjährigen Nuntius beim Kaiser, Johannes Poggio, ersetzen. Bobadilla mag aufgeatmet haben; aber die Freude dauerte nicht lange, er mußte bei Berallo bleiben und diesem nach den Niederlanden folgen, wo der Kaiser damals Hof hielt. Im tiefsten Winter, nämlich im Januar 1545, wurde die Reise angetreten, die indes ohne sondere Fährlichkeiten verlief; am 24. Januar erreichte die Gesellschaft Worms, wo sie einige Tage rastete; dann ging es stromabwärts bis Köln und von dort nach Brüssel, wo man am 7. Februar den Kaiser antraf.

Es waren nur wenige Monate vergangen, kaum mehr als ein halbes Jahr, seit Bobadilla den Hof des Herrschers in Speier verlassen hatte; mittlerweile aber hatte die Weltlage ein wesentlich verändertes Ansehen erhalten. Nach einigen Erfolgen gegen Frankreich hatte sich Karl unerwartet schnell mit seinem Gegner vertragen, der beim Friedensschluß u. a. versprechen mußte, seinen Einfluß mit dem Karls zu verbinden, um den Papst zur Abhaltung eines Konzils zu bestimmen. Unter diesen Umständen blieb dem Papste nichts übrig als ein solches — und zwar, wie es der Kaiser verlangte, auf Reichsboden, nämlich in die Stadt Trient im äußersten Süden des Reiches — auszusprechen. So tauchte die Konzilsfrage aus der Versenkung wieder auf und diesmal schien es Ernst zu werden; der Kaiser, der, seiner Gegner vorderhand erledigt, die Lage beherrschte, duldete keine Ausflüchte; bereits schrieb er auch einen neuen Reichstag nach Worms aus, auf dem das Konzil den Reichsständen verkündigt und ihnen allen, vornehmlich den Protestanten, dessen Besuch zur Pflicht gemacht werden sollte. Natürlich gab sich der Monarch keiner Täuschung darüber hin, daß die Protestanten ein vom Papste und dessen Legaten geleitetes Konzil nicht für die ihnen verheißene „freie“ Kirchenversammlung annehmen, und somit den Besuch des Konzils verweigern würden. Eben das wünschte der

Kaiser: der Weigerung jener wollte er den Grund oder Vorwand entnehmen, um sie mit der Schärfe des Schwertes züchtigen zu können. Eben war wieder ein päpstlicher Legat ins Land gekommen, um allerlei Differenzen beizulegen, die sich zwischen den beiden Oberhäuptern der Christenheit erhoben hatten: es war abermals der Enkel des Papstes, der uns schon bekannte Kardinal Farnese. Karl beschloß durch des letzteren Vermittlung den Papst mit seinen Plänen bekannt zu machen und Pauls Unterstützung im Kampf gegen die „Ketzer“ zu heischen. Dazu beschied er den Legaten nach Worms, wohin er sich auch selbst im Mai 1545 aufmachte, Verallo und Bobadilla im Gefolge. Was aber Karl dann in geheimer Verhandlung dem Legaten anvertraute, erfuhr der Jesuit nicht; Bobadilla sah mit Befremden, daß Farnese gleich nach der Unterredung im Dunkel der Nacht aus Worms verschwand und konnte daraus voll Betrübniß nur den Schluß ziehen, daß die Dinge zwischen Papst und Kaiser nicht zum besten stehen möchten. Da glaubte er denn der Kurie keinen guten Rat nicht vorenthalten zu dürfen. Es ist nicht ohne Interesse, sich hierbei zu vergegenwärtigen, wie Bobadilla die deutschen Dinge beurtheilte. Man sieht vor allem, daß er sich über die große Macht, die der Protestantismus in Deutschland gewonnen hatte, keiner Täuschung hingab. Ja, er überschätzte diese Macht sogar und besorgte daher, da er voraussah, daß die Neugläubigen der Lockung nach Trient nicht folgen würden, daß ihre Weigerung das Konzil zu besuchen, nicht ihnen, sondern nur der alten Kirche nachtheilig werden würde, es sei denn, daß man darauf Bedacht nehme die Gegner offensichtlich ins Unrecht zu setzen, nämlich ihnen derartige Einräumungen zu machen, daß ihr Nichterscheinen in Trient als unleugbare Hartnäckigkeit und Widerspenstigkeit erscheinen müsse. Selbst Bobadilla also erkannte an, daß ein in den alten Formen begangenes Konzil den berechtigten Forderungen der neuen Zeit nicht mehr entspreche und redete Zugeständnissen an die „Ketzer“ das Wort. Er verschwieg auch nicht, welche Art von Einräumungen er im Auge hatte: es möge, schrieb er nach Rom, gestattet werden, daß neben und mit den

Geistlichen auch gelehrte Laien zum Konzil Zutritt fänden und in den Kongregationen die Schlüsse des Konzils vorbereiten hülften, nur deren feierliche Verkündigung möge dann zu wenigstens äußerer Wahrung der alten „Disziplin“ ausschließlich durch die Geistlichen geschehen.

Ueberhaupt hatte sich Bobadillas eine kritische Stimmung bemächtigt; er schaute um sich und es war nicht alles gut was er auf der Seite der alten Kirche erblickte. Er unterbreitete gleichzeitig dem Papste Vorschläge, die diesen veranlassen sollten, das Band der zahllosen Verbote und Vorbehalte, durch die er die Bekenner des Katholizismus in allen Ländern unmittelbar an seine Person fesselte, zu lockern; die Nuntien, als die ordentlichen Vertreter des Papstes, sollten erweiterte Vollmachten erhalten, sollten in größerem Umkreis als es die alten Satzungen zuließen, die Wünsche der Gläubigen unmittelbar erfüllen dürfen, statt letztere auf den weiten Umweg über Rom zu verweisen, so z. B. in betreff der Erlaubnis kezerische Bücher zu lesen, in betreff Lösung von Gelübden, Dispens von Ehehindernissen und dergl. mehr — denn, bemerkte Bobadilla, nach Rom wende sich doch niemand und das Fortbestehen jener Vorbehalte führe daher nur zur Trennung von Rom, d. h. von der alten Kirche. Ferner sollten mit Bewilligung der Nuntien Mönche ihre Klöster verlassen dürfen, um bei dem stets zunehmenden Mangel an Priestern in den katholischen Gebieten an deren Stelle zu treten und der Seelsorge zu warten. Das schlug Bobadilla mit großem Freimut dem Papste vor, dem er auch gar nicht verhehlte, was eigentlich seinen Gedanken diese Richtung gegeben hatte, nämlich die Nachlässigkeit, mit der an der Kurie die deutschen Dinge gehandhabt würden: „die Personen, schrieb er, die bei Eurer Heiligkeit die deutschen Dinge betreiben, reißen an einem Tage mehr ein, als wir hier an Ort und Stelle in einem ganzen Jahre aufzubauen vermögen!“

Man merkt diesen Ergüssen an, daß Bobadilla der weiteren Entwicklung der Dinge in Deutschland nichts weniger als zuversichtlich entgegen sah. Vielleicht hätte

er allerdings seinem Reformeifer nicht so rückhaltslos die Zügel schießen lassen, wenn er nicht mit seiner eigenen Lage unzufrieden gewesen wäre. Er hatte bereits, als er im Gefolge des Kaisers nach Worms kam, dort den Legaten bitten wollen, ihm eine andere Bestimmung zu geben, aber die schnelle Abreise Farneses hatte das verhindert und er mußte seine Wünsche dem Papste schriftlich übermitteln. Der Aufenthalt am Kaiserhof, legte Bobadilla dar, sei doch eigentlich nicht sein Beruf; man möge ihn daher nach Italien zurückgehen lassen, wo er vor der Sendung nach Deutschland der Predigt und Seelsorge obgelegen hatte. Noch lieber wäre es ihm freilich gewesen nach Trient gehen zu dürfen, wo zum künftigen Konzil bereits mehrere Kardinäle als Legaten und Stellvertreter des Papstes eingetroffen waren; ihnen hätte er gewünscht bei den Vorbereitungen zum Konzilswerk an die Hand gehen zu dürfen. Sollte aber der Papst gleichwohl entscheiden, daß Bobadilla in der Umgebung des Kaisers bleibe, so möge man ihn wenigstens selbständiger stellen, insbesondere in finanzieller Hinsicht. Hierin war nämlich Bobadilla gänzlich an den Nuntius gebunden, der seinen Unterhalt zu bestreiten hatte; das mag denn zu Konflikten und Unzuträglichkeiten geführt haben, zumal da Bobadilla durchaus nicht mit der Bedürfnislosigkeit eines Asketen lebte; er hielt sich z. B. einen eigenen Schreiber. Da Verallo selbst das Gesuch Bobadillas, sich unabhängig von ihm beköstigen zu dürfen, befürwortete, so willigte die Kurie ein; seinem Wunsche indes Deutschland verlassen zu dürfen, wurde die Erhörung versagt. Gleichwohl benutzte Bobadilla seine kaum erlangte finanzielle Selbständigkeit, um sich nunmehr sein Arbeitsfeld in Deutschland nach eigenem Gefallen zu wählen.

Petrus Faber nämlich hatte mittlerweile in Köln den Grund zu einer Niederlassung des Ordens gelegt, die aber, wie wir noch näher sehen werden, mit äußeren und inneren Schwierigkeiten mannigfacher Art zu kämpfen hatte. Von der wenig befriedigenden Lage der Ordensbrüder hatte sich Bobadilla in Person überzeugt, als er Anfang 1545 in Begleitung Verallos zum Kaiser reiste

und dabei, wie erwähnt, Köln berührte; schon damals wäre er am liebsten dortgeblieben, um der jungen Kolonie aufzuhelfen. Wenige Monate später traf dann Bobadilla auf dem Reichstag mit einem der Kölner Jesuiten, nämlich Petrus Kanisius, der uns noch näher beschäftigen wird, zusammen; von diesem mag ihm aufs neue die bedrängte Lage der Brüder geschildert worden sein. Unter diesen Umständen faßte Bobadilla seinen Plan; als er nach Auflösung des Reichstages mit dem Kaiser und dem Nuntius Mitte August aufs neue Köln passierte, erklärte er letzterem seinen festen Entschluß hier zurückbleiben zu wollen. Vergebens drohte Verallo und verlangte auf Grund des ihm als dem Vertreter des Papstes geschuldeten Gehorsams, daß Bobadilla seinen Schritten folge; unser Jesuit nahm für sich das Recht in Anspruch selbst zu bestimmen wo seine Anwesenheit am notwendigsten sei. Er ließ also den Nuntius dem Kaiser in die Niederlande folgen und blieb den Winter über in Köln bei seinen Ordensbrüdern. Wie es scheint, hatte er auch die Genugthuung, daß Meister Ignatius seine Eigenmächtigkeit hinterher guthieß.

Aber wie hätte es der unruhige Mann auf die Dauer an einem Orte aushalten können? Im nächsten Frühjahr wurde abermals ein Reichstag anberaumt und nun hielt es Bobadilla für heilige Pflicht sich dazu einzustellen. Eigenmächtig wie er nach Köln gekommen war, verließ er die Stadt und eilte nach Regensburg, wo die Versammlung tagen sollte. Erst von dort schrieb er seinem Ordensgeneral und drückte die Hoffnung aus, man werde in Rom seinen Schritt billigen; habe er doch schon seit Jahren allen Reichstagen beigewohnt und wisse wie es da zuzugehen pflege; bereits kenne ihn, rühmte er, der Kaiser persönlich, zu dem römischen König aber stehe er in vertrauter Beziehung und erfreue sich der Gunst der Fürsten beider Religionsparteien. Er war sicherlich in seinem Innern überzeugt, daß ein Reichstag ohne ihn ein Unding sei.

Auf der Reise nach Regensburg traf Bobadilla in Speier den Erzbischof von Mainz, der ihn leutselig

aufforderte mit ihm die Post zu besteigen. So fuhren sie miteinander nach Worms. Jener aber war Sebastian von Heusenstamm, der ein Jahr zuvor auf den Bischofsitz des brandenburgischen Prinzen und Kardinals der römischen Kirche, Albrecht von Hohenzollern, erhoben worden war.

Wer wünschte nicht zu wissen, was der Jesuit und das geistliche Oberhaupt des Deutschen Reiches einander zu erzählen gehabt haben? Bobadilla ist das Gespräch wichtig genug erschienen, um darüber einen eigenen Bericht nach Rom zu senden; aber dieses Dokument ist, wenn es überhaupt noch existiert, bisher nicht an den Tag gekommen.

In Regensburg, wo zu dem Reichstag, in Anwesenheit des Kaisers und seines Bruders des römischen Königs, wiederum viele Fremde vereinigt waren, fand Bobadilla als Beichtiger, wie auch an der gewohnten Berichterstattung nach Rom seine Beschäftigung. Auch bestieg er die Kanzel. Er predigte in lateinischer Sprache, mit Rücksicht auf die „Herren aus dem Reich“, die denn auch zu seiner Genugthuung nicht ausblieben; andererseits stellte sich selbst der Runtius Verallo ein, der sich also wohl mit seinem ehemaligen Schutzbefohlenen ausgesöhnt hatte.

Aber der letztere hat allem Anschein nach seine Hände auch in einer Angelegenheit gehabt, die damals in ganz Deutschland ungeheures Ansehen erregt und den Vertretern der alten Kirche nicht zum Ruhm gereicht hat. Wir finden nämlich, daß Bobadilla am 29. Juni 1546 von Regensburg aus an den Bischof Christof Madruzzo von Trient einen Brief richtet, in welchem es sich um das Schicksal gewisser, nicht näher bezeichneter Spanier handelt, die König Ferdinand zu Innsbruck in Gewahrsam hält. Der Jesuit erzählt von Bemühungen, die gemacht worden sind den König zur Erledigung jener zu veranlassen, bisher aber noch keinen Erfolg gehabt haben. Ferdinand widersteht dem Verlangen; aber Bobadilla läßt die Hoffnung nicht sinken, er selbst will am folgenden Tage einen neuen Sturm auf den König versuchen, der, wie er zuversichtlich annimmt, ihm seine Bitte nicht abschlagen wird. Das klingt nun recht unverfänglich,

denn warum soll Bobadilla nicht seinen Einfluß auf Ferdinand benutzen, um das Los ins Unglück geratener Landsleute zu lindern? Aber wer sind diese letzteren? Sollten es andere sein als die Anstifter und Vollbringer eines der scheußlichsten Verbrechen die je fanatischem Glaubenshaß entsprungen sind, nämlich des Brudermordes vom 26. März 1546? An diesem Tage nämlich hatte der Spanier Alfonso Diaz in dem Städtchen Neuburg a. D. seinen Bruder Juan, der den protestantischen Lehren gewogen war, durch seinen Diener überfallen und meuchlings ermorden lassen, während er selbst an der Tür des Unglücklichen Wache gehalten. Fliehend waren die beiden Verbrecher ergriffen und von König Ferdinand als Landesherrn in Innsbruck festgesetzt worden. Auf katholischer Seite aber — so weit waren die Leidenschaften erhitzt — fand Alfonsos Tat vielfach Beifall und man bestürmte Ferdinand ihn freizugeben, oder ihn, der Kleriker war, an das geistliche Gericht auszuliefern, dessen Spruch mit leichter Mühe vorauszusehen war. In der That ist Alfonso kein Haar gekrümmt worden und er hat sich hernach noch in Spanien seiner blutigen Tat rühmen können.

Doch was bedeutete in jenem Augenblick ein einzelnes Menschenjochsal gegenüber den großen Entscheidungen, die sich im Deutschen Reiche vorbereiteten! Schon hob das Vorspiel des großen Religionskampfes an, der seinen Abschluß erst hundert Jahre später finden sollte.

Kaiser Karl V. hatte bis zur Mitte des Jahres 1546 seine Vorkehrungen für den Protestantenkrieg beendet; der Regensburger Reichstag selbst hatte nur dazu dienen sollen seine letzten Maßnahmen zu verschleiern und die Bedrohten möglichst lange in Sicherheit zu wiegen. Jetzt aber unterbrach der schrille Ton der Kriegsdrommete die Werke des Friedens: das Ende der Regensburger Tagung war der Krieg!

Nunmehr war Bobadilla mit seinem Lose, in Deutschland bleiben zu müssen, ausgesöhnt; die Reher mit Schwert und Donnerrohr zur Raison zu bringen erschien ihm vorzüglicher als jegliche Reform. „Seit langen Jahren“, ruft er aus, „bin ich nicht so froh gewesen

wie jetzt! Die Soldaten sind die wahren Doktoren für die Herstellung von Frieden und Ruhe, die Vertreibung des Türken und die Reform der Kirche!" Nichts konnte ihm lieber sein als der Befehl des Kaisers mit ihm ins Feldlager zu ziehen: wie gern gehorchte er dieses Mal. Die Absicht war wiederum, daß er den Spaniern als Prediger und Seelsorger diene; aber der waghalsige Priester versagte es sich nicht, mitten ins Getümmel der Schlachten vorzudringen. Schon in einem der ersten Treffen erhielt er einen so heftigen Schlag mit der Hellebarde aufs Haupt, daß nur seine feste Kopfbedeckung ihm das Leben rettete. Als aber nicht lange darauf das päpstliche Truppenkorps zum Kaiser stieß, das die beiden Enkel des Papstes, Alessandro und Ottavio Farnese, herbeiführten, wurde Bobadilla von ersterem dem italienischen Hospital vorgefetzt, wo er an den vielen Kranken und Verwundeten reiche Arbeit fand. Endlich ergriff die Lagerkrankheit auch ihn; er genas zwar, doch machte sein Befinden noch längere Schonung erforderlich; so verließ er die Stätten des Krieges und wandte sich nach Passau; unterwegs wurde er streifende Rotten des heftischen Landgrafen gewahr, denen er nur mit Mühe entging. In Passau nahm Bobadilla seine vor drittehalb Jahren unterbrochene Tätigkeit in Predigt und Lehre wieder auf. Er scheint aber fortgesetzt gekränkelt zu haben und sehnte sich aus dem trüben deutschen Winter fort nach dem Süden; selbst Verallo meinte in einem Briefe nach Rom vom November d. J., man möge Bobadilla nach Italien ziehen lassen; ihn länger in Deutschland zu belassen empfehle sich weder für ihn noch für andere. Es scheint also, daß der Jesuit Anstoß erregt hatte, aber bei wem? Wir wissen es nicht, sehen aber daß Bobadilla in Deutschland blieb. Mit dem Beginn des Frühjahres 1547 ging er nach Regensburg. Dort war, seit der Kaiser im Herbst 1546 das Heer seiner vereinigten Gegner von der Donau fortmanöviert hatte, Ruhe eingetreten und es galt nun, unter dem Eindruck des politischen und militärischen Uebergewichtes des Kaisers den katholischen Kultus in der Reichsstadt

wieder aufzurichten. Besonders für die Reform und Sittenbesserung der Geistlichkeit sollte Bobadilla wirken; daneben aber beschäftigte er sich auf eigene Faust mit der Abfassung von Streitschriften gegen die Ketzer; hatte der Kaiser diese mit der Gewalt des Schwertes niedergeworfen, so gedachte Bobadilla sie mit den Waffen des Geistes zu überwinden. Dann wieder wirkte er eine Zeitlang im Eichstädtischen; der Bischof Moritz von Hutten hatte ihn berufen, um auch in seinem Bistum eine Reform der Geistlichkeit anzubahnen. Bald indes wurde Bobadilla durch die Reichsangelegenheiten aus dieser beschaulichen Tätigkeit gerissen.

Das Reich versammelte sich aufs neue in Augsburg, dieses Mal unter dem Zeichen des unbezweifelten Uebergewichtes des Kaisers, der an der Donau wie an der Elbe die Schmalkaldischen besiegt und jeden Widerstand im Reiche niedergeworfen hatte. Da durfte denn auch Bobadilla weniger als je zuvor fehlen; schien doch für die Anhänger des alten Glaubens die Zeit der Ernte bevorzustehen. Uebrigens hatte auch Verallo, der noch immer die Kuntiaturn beim Kaiser versah, den Spanier ausdrücklich aufgefordert nach Augsburg zu kommen.

Von dem Bischof von Eichstädt aber erhielt Bobadilla einen Auftrag an den Anführer der spanischen Veteranen des Kaisers, den gefürchteten Herzog von Alba mit, dem er ans Herz legen sollte dahin zu wirken, daß das Eichstädtische Gebiet von der Plage der Marodeure befreit werde. Bobadilla mochte dieses Gesuch mit um so größerer Wärme vertreten, als er im Frühjahr auf der Reise von Passau nach Regensburg selbst in unliebsamster Weise die Bekanntschaft streifender Kriegsknechte gemacht hatte, die ihn seiner ganzen Habe beraubten und sich sogar an seiner Person vergriffen. Jetzt, auf der Reise nach Augsburg, hatte er wiederum eine merkwürdige Begegnung, aber weit erfreulicherer Art für ihn; zwischen Eichstädt und Nürnberg nämlich begegnete er dem Transport der lebenden Siegestrophäen des Kaisers, der gefangenen Oberhäupter der Schmalkaldener: des abgesetzten Kurfürsten Johann Friedrichs von Sachsen, den Karl in

der Feldschlacht überwunden und ergriffen hatte, und des Landgrafen Philipp von Hessen, der durch zweideutige Zusagen getäuscht, seinem Todfeinde freiwillig ins Garn gegangen war. „Nach deutscher Sitte“, erzählt Bobadilla selbst, habe er dem Kurfürsten die Hand gereicht; mit dem Landgrafen aber hatte er eine längere Unterredung, welcher der gefangene deutsche Fürst wohl oder übel standhalten mußte. Wenn aber, wie es wol nicht fern liegt zu vermuten, Bobadilla den Anlaß zu Befehrungsversuchen, benutzt hat, so hat er sich eines Erfolges sicherlich nicht rühmen können; er übergeht in seinem Bericht den Inhalt und das Ergebnis der Unterredung mit Stillschweigen.

Auf der Weiterreise erkrankte Bobadilla nochmals, endlich aber raffte er sich auf und kam im August 1547 nach Augsburg. Im Hause des Runtius Berallo, der ihn bei sich aufnahm, bot sich dem Jesuiten die bequemste Gelegenheit mit den maßgebenden Männern der katholischen Partei, wie dem kaiserlichen Beichtvater Soto, dem Kardinal und Bischof von Augsburg Otto Truchseß u. a. m. in Berührung zu kommen, um von ihnen wie auch von den fremden Gesandten und Anderen Nachrichten einzuziehen, die er dann, von seinen eigenen guten Ratschlägen begleitet, nach Rom weiter zu melden beflissen war.

Daneben entfaltete Bobadilla wiederum eine sehr vielseitige Tätigkeit. Er hörte nicht nur die Beichte der Spanier des kaiserlichen Gefolges, sondern gab sich allen Zweigen christlicher Liebestätigkeit hin, tröstete die Kranken und Sterbenden, unterstützte die Armen und Leidenden, suchte durch Wort und Beispiel für den Katholizismus zu wirken, von der allgemeinen Lage der Dinge begünstigt, die zumal am Reichstage und in Gegenwart des Kaisers der katholischen Sache täglich mehr Anhänger — mindestens äußerliche — zuführte. Um aber die kalten und lang-samen Deutschen desto mehr zur Uebung der katholischen Religion anzufeuern, veranstaltete Bobadilla mit Spaniern und Italienern Scharstellungen südlicher Frömmigkeit. So bewegte sich am Gründonnerstag 1548 — noch bei Schnee und Unwetter — eine Geißelprozession durch die Straßen

der Stadt zur Verwunderung der Deutschen, die man nur mit Mühe überzeugen konnte, daß die Teilnehmer nicht eine bloße Komödie aufführten, sondern sich wirklich bis aufs Blut peinigten.

Endlich war Bobadilla wiederum auch schriftstellerisch tätig: er verfaßte eine Abhandlung gegen Melanchthon und legte in einer ganzen Reihe von Traktaten seine Ideen über die Zurückführung Deutschlands zum katholischen Glauben dar. Hatte er früher einen Schreiber gehalten, so richtete er sich nun eine förmliche Kanzlei ein, um die Erzeugnisse seiner Feder zu verbreiten.

Die Zurückführung des protestantischen Deutschland zur Papstkirche war denn freilich, wie auch Bobadilla nicht ganz verkannte, trotz der Wunden die der Schmalkaldische Krieg den Neugläubigen geschlagen hatte, keine leichte Sache. Jedenfalls hätte sie nur bei einträchtigem Zusammenwirken der Gewalten, auf die es dabei am meisten ankam, nämlich des Kaisers und des Papstes, ernsthaft und mit einer gewissen Aussicht auf Erfolg angegriffen werden können. Aber wie anders lagen die Dinge! Papst Paul III. hatte die kriegerischen Erfolge des Kaisers von Anfang an mit sehr gemischten Gefühlen begrüßt; was er in der Welt am meisten fürchtete, war die entschiedene Uebermacht des Kaisers in Europa, und als diese nun erreicht schien, war er aufs eifrigste bemüht, dem Sieger von überallher Steine in den Weg zu legen; daß er darin die Geschäfte des Protestantismus besorgte, sah der verblendete Greis entweder wirklich nicht ein oder er schloß davor geflissentlich die Augen! Bobadilla aber begriff die Schädlichkeit des Verhaltens des Papstes gerade in diesem Augenblick sehr wohl; er mahnte die Kurie unausgesetzt, sie möge doch den Hader ruhen lassen und dem Kaiser, wenigstens so lange bis das große Ziel der Rückführung Deutschlands erreicht sei, entgegenkommen, mit ihm zum Heile der Herstellung der katholischen Glaubenseinheit in der Christenheit zusammenwirken. Aber seine Mahnungen fielen auf steinigen Boden; der Papst versteifte sich je länger desto mehr in seinem feindlichen

Verhalten gegen den Kaiser, bis dieser endlich dazu schritt sich, wie es die Dinge im Reich und in seinen übrigen Landen gebieterisch verlangten, ohne den Papst mit den Protestanten, wenigstens bis auf weiteres, abzufinden. Hart genug war die Nuß, die er letzteren in dem sogenannten „Interim“ zu knacken gab; aber die Hoffnungen der Eiferer auf katholischer Seite erfüllte dieses freilich nicht und den geschworenen Parteigängern des Papsttums, zu denen doch trotz allem auch Bobadilla gehörte, erschien ein selbst nur vorläufiges Abkommen über die Religion, in dem nicht der Papst das entscheidende Wort gesprochen, als ein Verrat an der katholischen Sache. Dem Jesuiten brannte der Boden unter den Füßen; er suchte, als sich in der Politik des Kaisers die Wendung ankündigte, die zum Interim führte, die Kurie aufs neue zu überzeugen, daß er an anderen Orten ihr bessere Dienste werde leisten können als wenigstens zur Zeit in Deutschland. Inzwischen aber griff er, nicht gewohnt seinen Gefühlen Zügel anzulegen, in Wort und Schrift das „Interim“ mit mehr Eifer als Klugheit an. Allein er sollte das nicht ungestraft tun. Der Kaiser, der dem Treiben Bobadillas vielleicht schon länger mit Mißtrauen zusehen hatte, war nicht gesonnen, sich seine wohlermögenden Pläne und Entwürfe durch einen fremden Priester stören zu lassen. Er machte mit ihm wenig Federlesens. Am 8. Mai 1548, noch vor der feierlichen Annahme und Verkündigung des Interims, da Karl eben bemüht war den letzten Widerstand gegen dieses bei den Fürsten und Städten des Reiches zu überwinden — erschienen unvermutet kaiserliche Häscher in dem Quartier Bobadillas, belegten seine Schriften und Brieffschaften mit Beschlagnahme, setzten ihn selbst, wie er eben ging und stand, auf ein Pferd und führten ihn aus der Stadt und bald auch aus dem Lande. Nicht einmal der in Augsburg anwesende päpstliche Legat, Kardinal Sfondrato, hatte vorher einen Wink erhalten, noch wurde er auch nur nachträglich von Bobadillas Geschick verständigt: dieser sei verschwunden, meldet der Legat zwei Tage nach der Katastrophe, und zeigt sich befremdet, daß sein Schutzbefohlener weder ihm

noch seinen Freunden und Bekannten eine Andeutung darüber gemacht habe, daß er Augsburg zu verlassen gedenke. Aber schon verbreitete sich hier ein Gerücht, das der Wahrheit ziemlich nahe kam; es wurde erzählt, Bobadilla sei auf dem Wege nach Trient erblickt worden, von zwei Personen begleitet die „von den Herren hier“ den Auftrag erhalten hätten ihn außer Landes zu führen. Der Legat zog es unter diesen Umständen vor, von irgendwelchen Schritten beim Kaiser Abstand zu nehmen: „Bobadillas Natur, fügte er seinem Bericht hinzu, hat ihn wiederholt angetrieben, sich mit allzu großem Freimut zu äußern; namentlich über dieses „Interim“ hat er selbst Hochstehenden gegenüber sich sehr offenherzig ausgesprochen!“

So erfüllte sich Bobadillas Wunsch Deutschland verlassen zu dürfen, wenn auch das „Wie“ ihm nicht sonderlich gefallen haben mag. Er hat unser Vaterland nicht wieder betreten. Bei dem Kaiser aber setzte sich von diesem Augenblick an ein Mißtrauen wider die „Gesellschaft Jesu“ fest, das er nicht wieder gänzlich hat fahren lassen. Karl V. hat nie zu den Gönnern des Jesuitenordens gehört.

3. Die ersten Jesuiten am Rhein. **Petrus Kanisius.**

1542—1547.

Wir müssen nun um einige Jahre rückwärts gehen bis zu jenem Speierer Reichstage von 1542, da der päpstliche Nuntius Morone den drei Pionieren des Jesuitenordens ihre Aufgaben in Deutschland zuwies. Zu jenen drei Bahnbrechern gehörte auch Peter Faber, dessen erneute Anwesenheit in Deutschland so unentbehrlich erschien, daß man ihn aus dem fernen Spanien herbei-

holte. Faber gehorchte alsbald und trat die Rückreise auf den alten Wirkungsplatz an. Er durchkreuzte sein savoyisches Vaterland und kam auch in die Nähe seines Heimatdorfes, wo seine Angehörigen lebten; aber für einen echten Jesuiten haben die Bande des Blutes keine Bedeutung; Faber fuhr weiter ohne jene zu begrüßen. Als er um die Mitte des April 1542 Speier erreichte, fand er Morone nicht mehr vor, der gleich nach dem Schluß des Reichstages nach Italien zurückgekehrt war, unter Hinterlassung schriftlicher Weisungen für Faber, der, wenngleich mit aller gebotenen Vorsicht, sich in erster Linie der Sittenbesserung des Klerus in den rheinischen Landen unterziehen sollte.

Dazu fand sich schon im Bistum Speier selbst reichlich Anlaß. Morone hatte auch hier sehr betrübende Zustände vorgefunden und sich bemüht, den Bischof Philipp von Flersheim gegen die Verkommenheit seiner Geistlichen mobil zu machen, aber ohne großen Erfolg. Auch Faber ward bald die Schwierigkeit der übernommenen Aufgabe inne; die Geistlichkeit, zumal das hochadlige Domkapitel, wollte sich von dem hergelaufenen, namenlosen Fremden, mochte er auch angeben im Namen des Nuntius oder des Papstes zu kommen, schlechterdings nicht reformieren lassen, wollte ihm keine Befugnisse über sich einräumen; die Geistlichen sahen in Faber einen Spion, der gekommen sei um ihre Fehler und Sünden aufzuspüren und sie in Rom zu denunzieren, zugleich aber durch seinen eigenen, in die Augen fallenden musterhaften Wandel das Volk gegen sie aufzuheizen. So würde Faber hier schwerlich irgend etwas ausgerichtet haben, wenn er nicht wenigstens bei einem angesehenen Mitglied des Kapitals Zugang und freundliche Aufnahme gefunden hätte: das war der „Sänger zum Dom“, Otto, aus dem Geschlecht der Truchessen von Waldburg, ein Nefse des „Bauernjörg“, Georgs von Truchseß, des Besiegers der oberdeutschen Bauern im Aufstand von 1525. Otto, geb. 1514, hatte als ein jüngerer Sohn seines Hauses die geistliche Laufbahn erwählt und bereits eine Anzahl von Pfändern auf sich vereinigt. Er stand hoch in der

Gunst der römischen Kurie, und nicht umsonst; schien er sich doch die Aufrechterhaltung des Ansehens des päpstlichen Stuhles in seinem Vaterlande zur Lebensaufgabe zu machen, in auffälligem Gegensatz zu den höheren deutschen Klerikern seiner Zeit, die insgemein nicht viel vom Papste wissen wollten. Da Otto außerdem aber auch die Gunst des Kaisers und des römischen Königs sich zu erwerben mußte, so sah er einer höchst glänzenden Laufbahn entgegen. In der That wurde er im Jahre 1543 beim Tode des oben erwähnten Christof von Stadion zum Bistum Augsburg befördert und schon ein Jahr darauf trotz seines noch jugendlichen Alters vom Papste mit dem Purpur bekleidet. Uebrigens hat Otto die Hoffnungen, die Rom auf ihn gesetzt, auch fernerhin nicht enttäuscht, er ist allezeit der getreueste Sohn der römischen Kirche und zumal des Papsttums geblieben und als solcher auch einer der vornehmsten Gönner des jungen Jesuitenordens in Deutschland geworden; wir werden seiner noch zu gedenken haben. Jene Begegnung aber mit Petrus Faber im Jahre 1542, noch vor seiner Erhebung zu größeren Ehren, war wohl die erste Berührung die Otto mit einem Jesuiten hatte; es ist für ihn bezeichnend, daß er schon damals sich dem Jünger Loyolas hilfreich und nützlich erwies. Doch bald rief ein Höherer Faber von dieser Wirkungsstätte ab, nämlich der Kardinal-Erzbischof Albrecht von Mainz, mit dem, wie wir uns entsinnen, Morone eingehend über die Reform der Geistlichkeit konferiert hatte. Er ließ nun Faber im Herbst des Jahres 1542 nach seiner Residenz Mainz kommen und dort den Klerikern Vorlesungen halten.

Mit Faber waren zwei junge Spanier nach Deutschland gekommen, Namens Johann Aragonius und Alvarus Alfonsus, vornehme Herren, die dem Hofstaat der einige Jahre zuvor verstorbenen Kaiserin Isabella, der Gemahlin Kaiser Karls V., angehört hatten und nun dem Ordensmann gefolgt waren, um von ihm zu einem gottseligen Leben angeleitet zu werden. Auch nach Mainz begleiteten sie Faber. Dieser aber ließ sie von dort aus, gewisser-

maßen zur Uebung in allerlei Unbequemlichkeiten, Reisen unternehmen, Aragonius rheinabwärts nach Köln, Alvarus nach Trier; ohne Geld und ohne Kenntniss der Landessprache sollten sie zusehen, wie sie sich durchschlügen. Faber tat sich viel darauf zugute, als das Experiment gelang und jene ihren Weg zu ihm zurückfanden, nachdem sie, wie Faber an Ignatius schreibt, so viel große und mannigfache Prüfungen bestanden hätten, daß er kaum Worte dafür habe, „nämlich Gefahren durch Räuber, reißende Tiere und Bestien des Waldes, Gefahren durch Pestilenz, Gefahren durch Spionenriechei, Gefahren durch Hunger und Durst, durch Entbehrungen und Unbequemlichkeiten aller Art“.

Wir würden dieser Episode trotz der Aufschneidereien Fabers oder seiner Schutzbefohlenen kaum zu erwähnen haben, wenn sich nicht daran eine der wichtigsten Erwerbungen schloße, die der Orden je gemacht hat, nämlich die des „ersten deutschen“ Jesuiten, Petrus Kanisius, mit dem Alvarus auf seiner Kölner Exkursion bekannt geworden war.

Der „erste deutsche Jesuit“, auf den sich der Orden um so mehr zugute getan hat als es ihm lange Zeit sehr schwer geworden ist, Deutsche, zumal Personen von einer gewissen Bedeutung, zum Eintritt zu bewegen, ist allerdings, genau besehen, gar kein Deutscher gewesen, sondern ein Niederländer. Peter Kanisius stammte aus der Stadt Rhymwegen im Herzogtum Geldern; hier ward er am 8. Mai 1521 geboren, wie man bemerkt hat, an dem Tage von welchem das „Wormser Edikt“ datiert ist, das zu seinem Teil zur Ausführung zu bringen gleichsam das Grundmotiv des Lebens des Kanisius geworden ist. Der Vater, Jakob Kanis, war ein sehr vermögender, in weltlichen, besonders diplomatischen Geschäften wohlbewandeter Mann, einst Prinzenenerzieher am lothringischen Hofe, hernach wiederholt Bürgermeister seiner Vaterstadt und in nahen Beziehungen zu den Herzögen von Geldern, die in Rhymwegen zu residieren pflegten. Diese höfischen Beziehungen erklären es wohl auch, daß in den religiösen Wirren der Zeit, die die Stadt Rhymwegen in ihren

Strudel gezogen hatten, Jakob Kanis unentwegt der katholischen Seite anhing; dazu kam ein seiner Frau auf ihrem Sterbebett gegebenes Versprechen. Den Knaben aber hat vor allem die Stiefmutter, des Vaters zweite Gattin, eine Frau von asketischen Neigungen, beeinflusst. Von Haus aus mit glühender Phantasie begabt erhielt Peter von ihr die Richtung auf das Mystische, das für seine spätere Entwicklung bestimmend gewesen ist. Schon mit vierzehn Jahren wurde Kanisius von seinem Vater der Kölner Hochschule anvertraut, die sich gegen den neuen Geist fast gänzlich abgeschlossen hatte, den Schaden davon freilich an ihrem eigenen Leibe zu empfinden bekam. Die vor kurzem noch blühende, hochberühmte Universität war schnell zu fast völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Zahlen beweisen: Im Jahre 1516 waren 370 Studierende immatrikuliert worden, von 1519—1522 je noch über 200; seit 1523 aber wird auch diese Zahl nicht wieder erreicht und von 1527—1534 schwankt die jährliche Aufnahmezahl zwischen 77 und 54! Es kamen damals im allgemeinen nur noch solche junge Männer nach Köln, die in der Stadt selbst ihr Fortkommen suchten oder auf ein Kanonikat in einem der zahlreichen, wohlhabenden Kölner Stifter rechneten. Auch dem Kanisius hoffte der Vater eine solche Domherrnpründe zu verschaffen; er sollte, wie es unter dem Adel üblich war, als Jurist seine Versorgung in der Kirche finden. Der Jüngling schloß sich einer der vornehmsten Studentenvereinigungen (Bursen), der sog. „Montanerburse“ an und hielt sich anfangs von dem üblichen studentischen Treiben ebensowenig fern wie von den damit verbundenen Ausschweifungen. Dann aber gewann der ernstere Zug seines Wesens die Oberhand in ihm und er hielt sich zu den Karthäusern, die inmitten eines auch hier maßlos verwilderten Klerus fast allein sich im Rufe der alten Strenge erhielten. Unter dem Einfluß ihres Priors Nikolaus von Esche, der dem jungen Kanisius ein väterlicher Freund wurde, geschah es wohl auch, daß Peter sich der Theologie zuwandte und am 24. Februar 1540 das Gelübde der Keuschheit ablegte. So innerlich vorbereitet

wurde er einige Jahre später von dem Einfluß des Jesuitismus erreicht. Alvarus, der während seines Aufenthaltes in Köln der Montanerburse beigetreten war, wußte ihm den neuen Orden und besonders die Persönlichkeit Fabers in so leuchtenden Farben zu schildern, daß der leidenschaftliche, in den entscheidenden Entwicklungsjahren begriffene Jüngling sich entschloß, die persönliche Bekanntschaft jenes zu machen. So kam er im April 1543 nach Mainz und fand fast mehr noch als er erwartete. Einen gelehrteren Theologen und einen tugendhafteren Menschen als Faber habe er noch nie gefunden, äußerte er; alles an ihm sei eitel Frömmigkeit: er war gewonnen. Die „geistlichen Uebungen“ Loyolas aber, die Kanisius alsbald unter Fabers Leitung durchmachte, steigerten seine Schwärmerei bis zur Ekstase. Er fühlte sich „wie von neuen Strahlen der göttlichen Gnade erleuchtet“; er meinte wahrzunehmen, wie „die Fülle der göttlichen Gnade in seinen Körper überströmte.“ In dieser Gemütsverfassung legte er am 8. Mai 1543, an dem Tage da er sein 22. Lebensjahr vollendete, in Fabers Hand das Gelübde ab, das ihn als Novizen dem Orden zuführte. Wollen wir wieder eines zeitlichen Zusammentreffens gedenken, so mag daran erinnert sein, daß die Gewinnung des Kanisius für die „Gesellschaft Jesu“ gerade in dem Jahre stattfand, in welchem Kaiser Karl V. mit Waffengewalt die Heimatprovinz des Novizen, Geldern, von dem Zusammenhang mit dem Deutschen Reich abriß und sie den übrigen Niederländischen Provinzen politisch angliederte. In jedem Falle kann Kanisius, der die oberdeutsche Sprache erst später kaum anders wie eine fremde Sprache lernte, keineswegs als Volldeutscher gelten, was freilich nicht ausschließt, daß sein Zutritt zur Gesellschaft für deren Bestrebungen, im nordwestlichen Deutschland Fuß zu fassen, gleich anfangs von der größten Bedeutung geworden ist. Es knüpft sich daran der erste Versuch des Ordens, auf deutschem Boden sesshaft zu werden.

Die Stätte dieses ersten Versuches aber bildete das „heilige“ Köln, wohin Faber noch im Jahre 1543 über=

siedelte. Um die nämliche Zeit starb der Vater des Kanisius. Der junge Novize war zu dem Sterbenden geeilt. Da er jedoch nach der Katastrophe noch tröstend bei den Seinigen verweilte, rief ihn ein Brief Fabers ab: ein Jesuit — Faber hatte das ja selbst bewährt — durfte durch die Bande des Blutes nicht gefesselt sein. Das väterliche Erbteil anzutreten erlaubte freilich Faber dem Kanisius: das durfte unbeschadet des Gelübdes der Armut, das die Ordensmänner geleistet, den Zwecken des Ordens zugute kommen. Und zwar wurde nun aus den Mitteln des Kanisius auf der „Burgmauer“ zu Köln ein Haus gemietet, wo Faber selbst Wohnung nahm. In Kürze hatte er hier einen Kreis von etwa zehn Ordensgenossen um sich versammelt, jungen Leuten aus verschiedener Herren Ländern, die sich an der Universität hatten einschreiben lassen: der Orden sah sich also plötzlich im Besitz einer eigenen Niederlassung. Aber es zeigte sich bald, daß man die Rechnung ohne den Wirt gemacht habe; der Stadtrat von Köln schritt dawider ein. Obschon in seiner Mehrheit auf dem Grunde der alten Kirche stehend, war diese Behörde einer Vermehrung der schon so zahlreichen Geistlichen im Bezirke der Stadt abgeneigt; Köln war, wie kaum ein anderer Ort, mit Gütern der toten Hand angefüllt, von denen die Stadt keinerlei Nutzen hatte. Die Geistlichkeit war nicht nur von den städtischen Lasten befreit, sondern die Klöster trieben innerhalb ihres gefreiten Bezirks sogar ihrerseits Handel, insbesondere mit Wein, und schädigten dadurch die Alkziseinnahmen der Stadt. Aus diesem Grunde hatte der Rat schon wiederholt Verbote gegen die fernere Erwerbung von Grundbesitz durch die tote Hand erlassen. Unter diese Verbote fiel jetzt auch die neue jesuitische Niederlassung, die, der Ordensregel gemäß, von Almosen leben sollte, also auf die Freigiebigkeit der Bürgerschaft angewiesen war. Dazu gesellte sich anfangs sogar noch der Verdacht, daß der neue Orden nicht ganz auf dem Boden der katholischen Kirche stehen möge. Obgleich es aber den Jesuiten nicht schwer fiel diesen Verdacht zu entkräften, so erging doch bereits

im August 1544 an sie die bestimmte Weisung des Rates, binnen 8 Tagen die Stadt zu verlassen. Dies Neußerste hintertrieb dann freilich der Einspruch der Universität, die jene als Angehörige in Anspruch nahm; aber das Haus auf der Burgmauer mußte verlassen und das gemeinsame Leben aufgegeben werden. Schon ehe dieser Schlag erfolgte, war die junge Kolonie ihres Stifters und Meisters beraubt worden; Faber hatte, einem Befehl der Oberen gehorchend, Köln verlassen müssen um nach Portugal zu gehen. Nach allem schien es im höchsten Maße zweifelhaft, ob der Orden sich in Köln werde behaupten können. Die Zurückbleibenden wandten sich um Rat an den Vertreter ihres Ordens in Oberdeutschland, den von uns schon genannten Claudius Sajus, der sich damals im Augsburgerischen befand. Der berief sie zu sich; er betrachtete offenbar die Position in Köln als unhaltbar. Die Mehrzahl der Kölner Jesuiten folgte dem Rufe des Sajus, der die Ankommenden in kurzem weiter nach Rom sandte.

Eigentlich war es nur ein Zufall, der in diesem kritischen Augenblick die Kölner Station rettete. Als nämlich die Ordre des Sajus eintraf, lag einer der Genossen, der Franzose Lambert du Chateau, schwer krank darnieder; dieser Umstand war es, der Kanisius und den Niederländer Leonhard Kessel, seit Fabers Abgang das Haupt der dortigen Jesuitenmission, in Köln zurückhielt, da sie den erkrankten Ordensbruder nicht fremder Pflege überlassen wollten. Auch als Lambert schon im September des Jahres starb, blieben jene beiden in Köln. Verschiedene Einflüsse waren wirksam, sie zu weiterem Ausharren an dieser Stelle zu bestimmen. Vor allem drang Faber, der auch im Auslande der Genossen am Rhein nicht vergaß, mit allem Nachdruck darauf daß Köln gehalten werde. Wohl sei er überzeugt, schrieb er, daß jene an anderen Universitäten in ihren Studien besser vorwärts kommen würden; „aber“ — so heißt es wörtlich — „so stark war meine Liebe zu Köln, daß ich Euch Gefahren aussetze und Euch dort lieber ungelehrt als irgendwo anders sehr gelehrt sehen wollte“. Ja,

Faber versteigt sich zu den Ausruf: „Lieber will ich von einem jeden von Euch hören, daß er gestorben sei und mit Magister Lambert begraben, als daß Ihr Euch anderswo wohl befindet!“

Augenscheinlich erwartete Faber große Dinge von den Kölner Brüdern und wir werden kaum irren, wenn wir annehmen, daß er besonders das Gebiet der großen Politik im Auge hatte. Im Erzstift Köln nämlich sah man damals einer kirchenpolitischen Entscheidung von unberechenbarer Tragweite entgegen. Es handelte sich darum, ob es dem Erzbischof Hermann von Wied, einem edlen gottesfürchtigen Prälaten, gelingen werde sein Hochstift für das Evangelium zu gewinnen. Wäre ihm das geglückt, so unterliegt es keinem Zweifel daß sein Beispiel in manchem anderen Bistum Nachfolge gefunden hätte; die alte Verfassung des deutschen Reiches, oder vielmehr des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“, die schon an und für sich durch den Uebertritt eines Erzbischofs und geistlichen Kurfürsten in ihren Grundfesten erschüttert worden wäre, hätte zusammenbrechen müssen; vorerst aber wäre im ganzen nordwestlichen Deutschland und bis in die Niederlande hinein dem Protestantismus der gewaltigste Vorschub geleistet worden. Da war es denn freilich des Schweißes der Edlen wert, daß die katholischen Elemente auf dem Platze wären, um dem gefährdrohenden Unternehmen Widerstand zu leisten. So fand der Erzbischof, während ihm die protestantische Partei im Reiche höchstens eine tatenlose Sympathie entgegenbrachte, andererseits bei der Mehrheit der stiftischen Geistlichkeit, bei der Universität sowie bei der Bürgerschaft der Hauptstadt die heftigste Gegnerschaft, die dann auch noch durch die Jesuiten verstärkt wurde. Allerdings haben letztere hierbei durchaus nicht die führende Rolle gespielt, welche die Ordensgeschichtsschreibung ihnen nachmals hat beimessen wollen. Dieser Tradition zufolge sollte schon Fabers erstes Kommen nach Köln von der Absicht beeinflusst gewesen sein, dem Erzbischof Widerpart zu halten. Deputationen hervorragender Bürger Kölns — heißt es — hätten sich zu Faber nach Mainz begeben und ihn beschworen, sie vor

den Umtrieben ihres geistlichen Hirten zu retten. So sei denn Faber gekommen und habe alsbald den Stier bei den Hörnern ergriffen: er sei vor den Erzbischof hingetreten um ihn zu warnen, und Hermann habe sich der Macht seiner mahnenden Rede (deren genauen Wortlaut die spätere Geschichtsschreibung des Ordens sogar mitzuteilen vermag) nicht ganz entziehen können. Doch ist das eitel Phantasie und widerspricht der beglaubigten Geschichte; es ist eben die Auffassung einer späteren Zeit, die schon die Anfänge des Ordens möglichst großartig und bedeutungsvoll erscheinen lassen möchte. Tatsächlich sind diese Anfänge gerade in Deutschland sehr bescheiden gewesen, auch am Niederrhein. Das schließt natürlich nicht aus, daß die Jesuiten in Köln bestrebt gewesen sind, sich an dem Kampfe wider Erzbischof Hermann nach ihren Kräften zu beteiligen. So hat Faber Sorge getragen, den Muntius beim Kaiser, Giovanni Poggio, über den Gang der Kölner Bewegung auf dem Laufenden zu erhalten. Auch zu den Gegnern Hermanns in der Stadt traten die Jesuiten in Beziehung, insbesondere zu dem Domherrn Johann Gropper und dessen Anhang. Gropper gehörte zu den Männern, die auf eine Reform des Katholizismus von innen heraus rechneten. Er war der Gehilfe Hermanns bei dessen ersten Schritten auf dem Wege der Reformen gewesen, hatte sich aber von dem Erzbischof getrennt, sobald er wahrgenommen, daß dieser protestantischen Einflüssen sein Ohr lieh. Seitdem bekämpfte er seinen geistlichen Oberen rückhaltslos. Andererseits fand sich Gropper zu den neuen Ordensmännern um so mehr hingezogen, als er von ihnen und ihrer Methode der Seelenführung mittels der „Exerzitien“ oder „geistlichen Uebungen“ die Verwirklichung seiner Ideale erhoffte, eine Reform des Klerus und dadurch die Zurückgewinnung des verlorenen Einflusses auf die Herzen der Laienwelt.

Auch die Universität nahm an dem Verbleiben der Jesuiten Anteil, besonders des Kanisius, der sich als ein gewandter und zumal in den theologischen Fächern wohl beschlagener Kopf, wie nicht minder als beredter Prediger erwies. Die theologische Fakultät aber schien, wenn ihr

nicht baldigst neue Kräfte zugeführt würden, ihrem völligen Untergang entgegenzugehen; im Jahre 1542 las kein einziger Professor, 1543 nur ein Magister. Man wünschte daher, daß Kanisius die höheren theologischen Grade erwerbe, um an der Universität lesen zu können. Freilich ging ihm das gesetzmäßige Alter noch ab; aber wofür gab es Dispense?

Auf der anderen Seite bemühte man sich auch von Löwen her um Kanisius. Hier bestand schon seit Jahren eine jesuitische Niederlassung, die sich stetigerer, gesicherterer Verhältnisse erfreute als die kölnische. Da hätte man nun den Kanisius ebenfalls gern gehabt, ein Wunsch, dessen Erfüllung, wie die Dinge lagen, mit der Auflösung der kölnischen Jesuitenkolonie gleichbedeutend gewesen wäre. Ohnehin erhielt sich alle diese Jahre hindurch der Gedanke, die rheinische Niederlassung in die Löwener aufgehen zu lassen. In dieser Not wandte sich die Kölner theologische Fakultät im März 1545 an Bobadilla, der, wir wir uns entsinnen, kurz vorher auf der Reise zum Kaiser die rheinische Stadt betreten hatte. Man schilderte ihm die Frömmigkeit und Gelehrsamkeit des Kanisius in leuchtenden Farben und bat ihn, diesen zu bestimmen sich den Wünschen der Fakultät zu fügen. Bobadilla kam diesem Verlangen nach und nun sträubte sich auch Kanisius nicht länger. Am 26. Juni 1545 erwarb er das Baccalaureat der Theologie und damit das Recht, an der Universität über die heilige Schrift Vorlesungen zu halten, die er bereits im Juli mit der Erklärung des Evangelium Matthäi begann; später las er über den zweiten Brief an Timotheus. Daneben predigte er und war endlich auch literarisch tätig, indem er die Schriften des griechischen Kirchenvaters Cyrillus, Bischofs von Alexandrien, ins Lateinische übersehte. Im April 1546 ging das Werk aus; es war dem neuen Primas des Reiches, dem Erzbischof Sebastian von Mainz, gewidmet.

Für die Zukunft der Jesuitenmission am Niederrhein aber war es noch wichtiger, daß Kanisius bereits für die gegenwärtigen oder künftigen Genossen wiederum ein

Haus gemietet hatte. Es lag neben der Dominikanerkirche und war schöner und geräumiger als das frühere Ordenshaus an der Burgmauer; es hatte fünf Zimmer und einen Garten. Klüger als das erste Mal vermied man es, von außen her die Aufmerksamkeit auf diesen Erwerb zu lenken, oder aber die Stadtbehörde drückte ein Auge zu.

Aber die Entwürfe der Jesuiten blieben hierbei nicht stehen. Wir entsinnen uns, daß Bobadilla im Spätsommer 1545 wiederum in Köln erschien, mit der Absicht dort bis auf weiteres seinen Aufenthalt zu nehmen. Der sanguinische Mann plante nun nichts Geringeres als die Errichtung einer jesuitischen Erziehungsanstalt in Köln; um die Kosten machte er sich keine Sorge; er glaubte dafür auf die Hilfe der Erzbischöfe von Mainz — es war damals noch Kardinal Albrecht von Brandenburg — und von Trier, Johannis IV. von Hagen, rechnen zu dürfen. Doch gewann der Plan keine festere Gestalt; wie hören nichts weiter davon, sei es daß der am 24. September des Jahres erfolgende Tod Albrechts von Mainz die Ausführung vereitelte, oder daß die zunehmenden inneren Wirren im Erztstift es rätlich erscheinen ließen, das Projekt bis auf bessere Zeiten zu vertagen. Die Dinge nämlich trieben mehr und mehr einer Krisis entgegen. Seit dem Juli 1545 war Erzbischof Hermann vom Papste nach Rom vorgeladen; binnen sechzig Tagen sollte er dort erscheinen, um sich, wenn er es vermöchte, vom Verdacht der Ketzerei zu reinigen. Auch die weltliche Macht regte sich; der Kaiser, einstweilen noch nicht in der Lage Gewalt anzuwenden, gab dem Prälaten an die Hand, sich freiwillig der erzbischöflichen Würde zu entäußern. Allein Erzbischof Herman ging weder hierauf ein noch stellte er sich dem Papste. Auch der nun erfolgenden Vorladung durch den Kaiser, in Brüssel vor ihm zu erscheinen und sogleich alle Neuerungen einzustellen, entsprach Hermann nicht. Er protestierte vielmehr und berief Ende des Jahres 1545 einen Landtag nach Bonn, den aber seine Gegner im Erztstift nicht besuchten. Inzwischen begann man am Kaiserhof einen Prozeß wieder ihn anzustrengen und der Nuntius Verallo sprach

am 8. Januar 1546 gegen diejenigen Mitglieder des Domkapitels, die zu ihrem Erzbischof standen, die Strafe der einstweiligen Enthebung aus ihren Aemtern aus und erklärte sie aller ihrer Vorrechte und Einkünfte für verlustig. Weiter aber ließ dann der Hermann abgeneigte Teil des Kapitels im Februar 1546 durch Bobadilla, der damals, wie wir uns entsinnen, Köln verließ um sich auf den Reichstag nach Regensburg zu begeben, dem Kaiser eine ausführliche Anklageschrift gegen ihren abtrünnigen Oberhirten überreichen, die Bobadilla mündlich unterstützen und erläutern sollte. Man wolle, erklärten jene, endlich Taten statt Worte sehen.

Dieser Wunsch der Gegner Hermanns sollte denn auch nicht lange hernach in Erfüllung gehen. Der unglückliche Waffengang der evangelischen Fürsten mit dem Kaiser im sog. Schmalkaldischen Krieg entschied auch das Schicksal des glaubenstreuen Erzbischofs Hermann von Köln. Der Papst erklärte ihn nunmehr für abgesetzt und erhob den Koadjutor des Erztifts, Grafen Adolf von Schaumburg, zu seinem Nachfolger; kaiserliche Kommissare führten diesen zu Anfang des Jahres 1547 ins Stift; Hermann aber wandte sich rheinaufwärts und sprach, um seinen Getreuen weitere Verwicklungen zu ersparen, am 25. Februar des Jahres seinen Verzicht auf die erzbischöfliche Würde aus.

Während diese entscheidenden Dinge sich vorbereiteten, schwebte die Niederlassung der Jesuiten in Köln, wenn wir das Verweilen des Kanisius und Kessels dort überhaupt mit diesem Namen bezeichnen wollen, noch immer zwischen Sein und Nichtsein. Auf der einen Seite fuhr von Spanien aus Faber fort darauf zu dringen, daß die beiden Genossen unter allen Umständen in Köln verblieben, und Bobadilla suchte zu bewirken, daß zur Stütze der Mission Tazus aus Oberdeutschland nach Köln komme; andererseits war immer wieder die Rede davon, daß Kanisius nach Paris gehen sollte, um dort seiner Ausbildung obzuliegen. Die Ordensoberen hatten bereits die ungewöhnliche Brauchbarkeit des Niederländers erkannt und sie schwankten daher, ob man sich nicht an ihm lieber

einen hervorragenden Gelehrten erziehen solle, statt ihn in Köln in seelsorgerischer und propagandistischer Tätigkeit sich aufreiben zu lassen; denn daß in Köln für die wissenschaftliche Ausbildung des Kanisius nichts zu holen sei, darüber waren Alle einig. Die Entscheidung wurde dann aber von außen her herbeigeführt.

Längst war nämlich Kanisius auch unmittelbar in die Händel und Wirren des Erzstifts hereingezogen worden. Nicht weniger als dreimal in Jahresfrist — nämlich zuerst im Mai 1545 bei Gelegenheit des Wormser Reichstages, sodann gegen Ende des nämlichen und zu Beginn des nächsten Jahres in den Niederlanden — hatte der junge Jesuit im Auftrage und Interesse der Universität und des Klerus von Köln das kaiserliche Hoflager aufsuchen müssen; ein anderes Mal wurde er an den Bischof von Lüttich gesandt, um eine Anleihe zu vermitteln, da den Gegnern des Erzbischofs das Geld für ihre Agitation ausgegangen war. Und kaum von dieser Mission zurückgekehrt, wurde er abermals — im Dezember 1546 — dazu ersehen in das kaiserliche Hauptquartier, das sich damals an der oberen Donau befand, zu wandern, um für den Koadjutor Adolf zu wirken und die letzten Bedenken zerstreuen zu helfen, die in der Umgebung Karls der Ergreifung der äußersten Maßnahmen wider den alten Erzbischof noch entgegenstanden. Das gelang denn auch nach Wunsch, aber Kanisius kehrte dieses Mal nicht nach Köln zurück; der bei Papst und Kaiser einflußreiche Kardinal Otto von Augsburg, der dem Siegeszuge des letzteren folgte, wünschte sich der Dienste des Kanisius zu einer Sendung an das Tridentiner Konzil zu bedienen. Da Otto es übernahm, Kanisius in Köln zu entschuldigen, so konnte dieser den Auftrag nicht ablehnen. Zunächst glaubte er nach dessen Vollziehung wohl auch an den Rhein zurückkehren zu können; statt dessen sah er sich bald von den deutschen Dingen noch weiter abgezogen. Wie und unter welchen Umständen Kanisius nach fast drei Jahren über die Alpen zurückkehrte, werden wir weiterhin in anderem Zusammenhang zu betrachten haben.

In Köln aber war nunmehr, seit Ende 1546, die Jesuiten-Mission auf zwei Augen zurückgebracht, nämlich die Leonhards Kessel. Der aber harrete unentwegt aus, ob schon die Zeiten sich auch nach der Beseitigung Hermanns von Wied für den Orden nichts weniger als günstig anließen. Wiederholt entzog man Kessel von Rom aus die Novizen, die er gewonnen hatte, weil man Köln im Grunde immer noch als einen verlorenen Posten betrachtete. Auch die Bürgerschaft fuhr fort, mit scheelen Augen auf die fremden Priester zu sehen. Erst seit dem Eintritt eines Jünglings aus einem der ersten Kölner Geschlechter, des Johann von Rheidt (Rhätius), im Jahre 1552 gewann die Kölner Jesuitenniederlassung festeren Boden.

Wir kommen darauf noch mit einem Wort zurück, müssen uns aber zuvörderst endlich nach Claudius Sajus umsehen und deshalb abermals zum Ausgangspunkt unserer Darstellung zurückkehren.

4. **Klaudius Sajus in Oberdeutschland.**

1542—1546.

Wie wir wissen, war Klaudius Sajus mit Bobadilla zusammen unter dem Schutze des blinden irischen Priesters Robert Bauchop im Anfang des Jahres 1542 nach Deutschland gekommen und hatte von dem Nuntius Morone in Speier den Auftrag erhalten, mit Bauchop zusammen in den Donauländern dem darniederliegenden Katholizismus aufzuhelfen.

Die nächste Aufgabe der beiden Männer war, die Stadt Regensburg beim alten Glauben zu erhalten, ein Unterfangen, das freilich große Schwierigkeiten darbot. Denn wenn auch die alte Reichsstadt durch die Rücksicht auf die katholischen Landesherrn von Bayern wie von Oesterreich noch vom offenen Uebertritt zum Protestantismus zurückgehalten wurde, so war doch die

Stimmung der Bevölkerung ganz überwiegend den Neuerungen günstig und der Rat hatte bereits einem eifrigen, beredten Jünger Luthers, Erasmus Zöllner, eine der Kirchen der Stadt zur evangelischen Predigt einräumen müssen. Hier predigte Zöllner unter großem Zulauf und täglich mehrte sich die Zahl derer, die das Abendmahl unter beiderlei Gestalt entgegennahmen und sich von den alten Bräuchen abwandten. Um so mehr war Eile geboten, wenn die wichtige Stadt nicht in Kürze der katholischen Kirche völlig verloren gehen sollte.

Am 29. März 1542 kamen Bauchop und Tajus nach fünftägiger eiliger Reise, auf der sie aber doch nicht versäumt hatten die katholischen Obrigkeiten zu begrüßen, durch deren Gebiet sie reisten, in Regensburg an. Ihre natürliche Stütze hätten dort der Bischof, Panfraz von Sinzenhofen, und sein Kapitel sein sollen; aber in der That schienen diese vielmehr der Hilfe der Ankömmlinge zu bedürfen; der Klerus bot auch hier das Bild der Verkommenheit, der Bischof aber hatte, wie Tajus urteilte, wohl den Willen, aber weder die Macht noch die Thatkraft um durchzugreifen; er klagte dem Jesuiten, daß in seiner Umgebung niemand gewillt oder befähigt sei, ihm mit Rat und That zur Seite zu stehen.

Das alles verhiess den beiden Ankömmlingen keinen leichten Stand. Von katholischer Seite warnte man sie gleich im Anfang die Stadt zu betreten; sie würden nichts ausrichten und sich nur selbst in Gefahr bringen. Aber jene ließen sich nicht abschrecken; Tajus ermahnte den Bischof standhaft zu bleiben und suchte unter dem Klerus die „geistlichen Uebungen“ des Ignatius als untrüglichen Mittel zur inneren Umkehr in Aufnahme zu bringen. Indeß hatte er damit keinen Erfolg, ja, er geriet in Gefahr als unbequemer Sittenrichter sich den Haß der geistlichen Herren zuzuziehen. So war hier vorerst wenig auszurichten. Umso mehr bemühten sich Bauchop und Tajus, durch das Beispiel strengen Wandels, das sie gaben, und eifrige Erfüllung der geistlichen Obliegenheiten, sowie durch Ansprachen und Ermahnungen auf die Bevölkerung einzuwirken. Tajus ging von Haus zu Haus und ließ

sich auch durch unfreundlichen Empfang nicht abschrecken; ja, er drang bis in das Sitzungszimmer des Magistrats vor und ermahnte diesen, auf dem betretenen Wege innezuhalten. Einen unmittelbaren Erfolg dieses Schrittes konnte Tajus wohl selbst nicht hoffen; andererseits aber erfüllte es ihn mit Genugthuung, daß er Ostern 1542 bereits zweihundert Personen, die zuvor bei ihm gebeichtet, das Abendmahl nach katholischem Ritus zu reichen vermochte. Es fragt sich nur, wer diese zweihundert Personen waren? Man wird schwerlich irren, wenn man sie wenigstens der Mehrzahl nach in den Reihen der Fremden aller Nationen sucht, die in der großen Handelsstadt stets vertreten waren. Den Städtern selbst gegenüber mußte ja schon die Unkenntnis der Landessprache der Wirksamkeit des Jesuiten schwer übersteigbare Schranken entgegenstellen. Wohl suchte sich Tajus die Anfangsgründe des Deutschen anzueignen, aber er kann es nicht weit gebracht haben, da er noch zehn Jahre später das Bekenntnis ablegte, daß er die deutsche Sprache weder selbst sprechen noch auch nur verstehen könne.

Andererseits eröffnete nun der Bischof ihm die Möglichkeit, den jüngeren Geistlichen Vorträge zu halten. Tajus wählte zunächst den Brief des Paulus an die Galater und setzte, indem er diesen seinen Hörern auslegte, den evangelischen Lehren die katholische Auffassung entgegen. Von dort ging er später zur Verteidigung des Ablasses über und hielt Vorträge über dessen „wahren Sinn“; endlich aber wandte er sich direkt gegen Zöllner und suchte ihn auf jede Weise von der Kanzel zu vertreiben. Allein er erreichte sein Ziel nicht, sondern zog sich nur den Unwillen der Menge zu. Eine Zeitlang hielt Tajus stand; er sagte wohl, da man drohte ihn in die Donau zu werfen, er hoffte auch auf dem Wasserwege in den Himmel zu kommen, allein er konnte sich doch auf die Dauer der Einsicht nicht verschließen, daß er ohne Nutzen gegen den Strom schwimme, ja daß sein Widerstreben die lutherische Ketzerei in der Donaustadt vielleicht nur um so eher und vollständiger zum Durchbruch bringen werde; hatte er doch wahrgenommen, daß, seitdem

er gegen Zöllner aufgetreten war, selbst die wenigen Anhänger die er in der Stadt gewonnen, sich von ihm zurückzogen. So blieb ihm und Bauchop eigentlich nur noch eine Hoffnung, nämlich die auf das Eingreifen des römischen Königs Ferdinand, der um die Mitte des Juli 1542 Regensburg berührte, um sich nach Nürnberg zu begeben. Diesen Anlaß nahm Bauchop wahr; er suchte Ferdinand auf und unterrichtete ihn über die Lage der Dinge in der Stadt. Die Folge war ein Befehl des Königs an den Rat, Zöllner zu entlassen. Allein da Ferdinand alsbald seine Reise fortsetzte, so war die Stadt weit davon entfernt der erhaltenen Weisung nachzukommen. Nun mochten Bauchop und Tajus allerdings noch auf die Rückkehr Ferdinands aus Nürnberg hoffen, die ihn gegen Ende des August abermals durch Regensburg führte; allein sie fanden sich dieses Mal gänzlich enttäuscht. Obwohl Ferdinand die Stadt nicht nur berührte, sondern auch sein Nachtquartier dort nahm, geschah von seiner Seite nichts, er überging den Ungehorsam des Rates gegen sein früheres Gebot mit Stillschweigen. Daraus zog dann Tajus seine Schlüsse: Ich glaube, schrieb er an Ignatius, es wird besser sein Regensburg zu verlassen und an einer gelegeneren Stelle, nämlich im Herzogtum Bayern, die Arbeit wieder aufzunehmen; wohl habe er an einzelnen Personen Gewinn gemacht und dem Bischof stärke er den Rücken; aber weiteres sei nicht auszurichten.

Tajus scheint geahnt zu haben was sich in Regensburg vorbereitete. Kaum nämlich hatte der römische König sich in die österreichischen Erblande seines Hauses zurückbegeben, so räumte der Rat Zöllner eine zweite Kirche zur Predigt des Evangeliums ein. Das befriedigte aber die Menge noch nicht; sie verlangte, daß allgemein das Abendmahl nach evangelischem Ritus gereicht werde. Eine kurze Weile noch hielt der Rat die Sache hin, aber schon am 13. Oktober kam er durch förmlichen Beschluß dem Verlangen der großen Mehrheit der Bevölkerung nach; es war der Anfang einer evangelischen Kirchenorganisation Regensburgs.

Tajus aber mußte ausharren; er erhielt die erbetene Erlaubnis sich anderswohin zu verfügen nicht. So blieb er ohnmächtiger Zuschauer bei jenen Vorgängen, die das Gegentheil dessen herbeiführten, was er erstrebt hatte. Das Volk eilt dem Verderben entgegen, seufzt er; aber — er muß es gestehen — auch das Leben des katholischen Klerus bleibt anstößig. Inzwischen war Tajus bemüht, seine Fäden nach dem wenig entlegenen Amberg hinüberzuspinnen, der Residenz des Pfalzgrafen Friedrich, eines Fürsten, der, innerlich dem Protestantismus zuneigend, gleichwohl im Glaubensstreite niemals zu einer entschlossenen, unzweideutigen Haltung gelangt ist. Damals nun behauptet Tajus bewirkt zu haben, daß zwei lutherische Prediger, die in Amberg gelehrt hätten, von dem Fürsten ausgewiesen worden seien — immerhin ein Trost, aber doch wohl kaum genügend, um ihn für den langen, fruchtlosen Aufenthalt in Regensburg zu entschädigen.

Endlich kam es zur Katastrophe. Am 11. März 1543 verließ Bauchop Regensburg, um eine auf wenige Wochen bemessene Reise nach den Hauptorten des umliegenden bayrischen Gebiets anzutreten. Das scheint dem Stadtrat, der wohl schon länger auf eine Gelegenheit gewartet hatte sich der mißliebigen Ausländer zu entledigen, Mut gemacht zu haben. Kaum nämlich hatte der Ire die Stadt verlassen, so wurde Tajus von der Behörde benachrichtigt, sie werde nicht dulden daß jener in die Stadt zurückkehre, in der er von Anfang an bemüht gewesen sei Aufruhr zu stiften; aber auch er selbst müsse Regensburg ohne Aufschub verlassen. Tajus protestierte, allein ohne Erfolg; kaum daß man ihm eine Frist von 48 Stunden bewilligte. Er wollte indeß nicht ganz weichen, sondern gedachte in dem gegenüberliegenden bayrischen Städtchen Stadthof Aufenthalt zu nehmen; allein der herzogliche Amtmann dort weigerte sich, ihm dies zu gestatten. So zog er weiter ins Bayrische hinein. Bauchop aber eilte, nachdem er von der Wendung in Regensburg benachrichtigt worden war, über die Alpen, um dem Oberhaupt der Kirche über seine und seines Gefährten Erlebnisse und Erfahrungen zu berichten und

fernere Verhaltensmaßregeln einzuholen. Der Papst, den er im April in Piacenza traf, wies beiden aufs neue das obere Deutschland als Wirkungsstätte an und empfahl sie in besonderen Breven den Herzögen Wilhelm und Ludwig von Bayern sowie deren Bruder, dem Erzbischof Ernst von Salzburg; in deren Gebieten sollten jene durch Wort, Tat und Beispiel das Seelenheil der Untertanen, die Besserung der Sitten, die Erhaltung des katholischen Glaubens und die Rückführung der Verirrten sich angelegen sein lassen.

Einer besonderen Empfehlung des Sazus bedurfte es freilich bei den Wittelsbachischen Brüdern kaum. Man suchte den Jesuiten zunächst in Ingolstadt festzuhalten, dessen Universität das Seitenstück zu der Kölner Hochschule bot. Aus der gleichen Ursache, nämlich infolge ihrer Abschließung gegen den neuen Geist, war auch diese einst hochberühmte Anstalt gänzlich zurückgekommen. Noch mochte wenigstens in manchen katholischen Kreisen der Name des Dr. Johannes Eck, des ältesten und beharrlichsten literarischen Gegners des Reformators, der alten Hochschule einen gewissen Glanz verleihen; aber eben damals, am 10. Februar 1543, war der alte Streiter ins Grab gesunken und nun fand sich die theologische Fakultät von Ingolstadt gänzlich verwaist. In dieser Not wandte man sich an Sazu und vermochte ihn, an Stelle Ecks die Vorlesung über die heilige Schrift einstweilen zu übernehmen.

Daß sich an diese erste akademische Lehrtätigkeit des Sazu alsbald weitere Projekte knüpfen, werden wir noch sehen; zunächst setzte der Jesuit aber diese Wirksamkeit nicht lange fort, sondern kehrte bald ins praktische Leben zurück.

Wir befinden uns in der Epoche nach jenem Speirer Reichstage von 1544, der den Protestanten so ungemein bedeutende Aussichten eröffnet und gleichsam ein nationales Konzil angekündigt hatte. Um zu diesem Projekt Stellung zu nehmen, trat im Herbst des Jahres eine außerordentliche Synode des Erzbistums Salzburg zusammen, die durch die Anwesenheit der Bischöfe von

Mugsburg und Eichstädt eine besondere Bedeutung gewann. Erzbischof Ernst von Salzburg wünschte, daß als sein Theologe Sajus sich auf die Synode begeben und in dieser Eigenschaft an deren Verhandlungen theilnehme. Das schlug Sajus indeß dem Prälaten ab; bei dem nahen Verhältnis zwischen seinem Orden und dem Papste glaubte er an Beratungen nicht theilnehmen zu dürfen, die ihre Spitze gleichsam gegen das Papsttumkehrten, mindestens auf dieses zu Gunsten der Berufung eines Generalkonzils einen Druck ausüben sollten. Andererseits lag es im augenscheinlichem Interesse der Kurie, daß ihr Parteigänger nicht von jedem Einfluß auf die Synode ausgeschlossen bleibe. So machte man denn einen feinen Unterschied. Sajus kam nicht mit einem offiziellen Auftrag zur Synode, er wohnte daher auch ihren Sitzungen nicht bei, aber die Artikel, die zur Verhandlung kommen sollten, wurden zuvörderst seiner Begutachtung vorgelegt. In welchem Sinne diese Begutachtung ausfiel, läßt sich denken; Sajus eiferte in mehreren Denkschriften dagegen, daß die Geistlichkeit die Vornahme religiöser und kirchlicher Fragen auf einer Versammlung von Laien irgendwie dulde; überhaupt aber müsse für jede Verständigung mit den Neugläubigen die unumgängliche Voraussetzung sein, daß diese die Autorität und Oberhoheit des Papstes wieder anerkannten.

Nach der Beendigung der Synode, die unter diesen Umständen ziemlich fruchtlos blieb, verließ Sajus Baiern, um sich nach Dillingen, der Residenz des früher erwähnten Bischofs von Mugsburg, Cardinal Otto von Truchseß zu begeben. Erzbischof Ernst hätte ihn gern bei sich behalten, aber Sajus ließ sich nicht halten; eine Entschädigung von vierzig Dukaten, die Ernst ihm bot, wies er ab. Wir kennen bereits die Vorliebe Ottos für die Jünger Loholaz; keiner von ihnen ist ihm aber in diesen ersten Jahren so nahegetreten wie Sajus, der seinerseits um so eifriger bemüht war, den Prälaten bei der katholischen Sache festzuhalten, als er im übrigen Symptome zunehmenden Abfalls gerade in bischöflichen Kreisen wahrzunehmen glaubte. Man versichere ihn, schreibt er im

November 1544 an Ignatius, daß auf katholischer Seite viele maßgebende Persönlichkeiten für die Kommunion unter beiderlei Gestalt, für die Priestererehe, die Aufhebung der Fastengebote u. dgl. m. seien. Von den Bischöfen seien allerdings manche noch gut gesinnt, wenigstens ihren Worten nach: aber — so fragt er bange — werden sie die Kraft oder auch nur den festen Willen haben, dem Ansturm Stand zu halten, falls ein nationales Konzil auf welchem jedermann, Lutheraner, Zwinglianer, Herzöge, Grafen, Barone, Bürger und Bauern Sitz und Stimme haben würden, zu Stande kommt und die Abschaffung des katholischen Kultus beschließt?“ Er ist sicher, daß in diesem Fall einige der Prälaten sich gar nicht lange sperren werden dem beizustimmen; an die übrigen aber wird die Gefahr herantreten ihr Bistum zu verlieren! Freilich fügt Jajus hinzu, der Kardinal von Augsburg hat mir wiederholt ausgesprochen, er wolle lieber zehn Bistümer verlieren, wenn er so viele besäße, dazu sein Hab und Gut und sogar sein Leben, als sich auch nur um eines Fingers Breite von der Kirche zu trennen. In dieser Gesinnung den einflußreichen Prälaten zu erhalten und zu bestärken ließ sich Jajus angelegen sein und es glückte ihm auch je länger desto mehr, Otto unter seinen und seines Ordens Einfluß zu bringen.

Im Frühling 1545 folgte Jajus seinem Gönner auf den Wormser Reichstag, wo sich nun bereits drei Jesuiten zusammenfanden; wir entsinnen uns, daß auch Bobadella und Kanisius damals nach Worms gekommen waren. Für Jajus war es, abgesehen von seinem Debüt in Speier vor drei Jahren, das erste Mal, daß er sich im Brennpunkt der Geschichte Deutschlands, vor Kaiser und König, Fürsten und Ständen befand. Da gab es denn auch für ihn genügend zu tun; er lehrte und predigte, mahnte zur Sittenbesserung, suchte die Kranken auf, tröstete die Sterbenden, kurz wir sehen ihn wiederum bemüht, die Werkheiligkeit des Mittelalters, die der Protestantismus in den Hintergrund schob, zu neuem Leben zu erwecken. Seine Berichte wissen denn auch von mancherlei Erfolgen nach dieser Richtung hin zu melden. So erzählt

er von einem Priester, der, wie so viele seiner Amtsbrüder in jener Zeit, die kirchliche Vorschrift des Eölibats (der Ehelosigkeit der Geistlichen) überschritten hatte, nun aber durch Tajus veranlaßt wurde, sich von seiner Frau zu trennen; er wolle lieber, hatte der Befehrte gesagt, daß sein Arm ihm abgeschlagen werde als jene nochmals umfassen. Wenn freilich Tajus diese Einzelheit besonders hervorheben zu müssen glaubt, so werden wir daraus schließen dürfen, daß es sich eben nur um Erfolge in einzelnen Fällen gehandelt habe. Zumal aber zeigt sich wiederum, daß es wesentlich Fremde sind, denen die Liebestätigkeit der fremden Ordensmänner zu gute kommt; so nennt uns Tajus die Namen zweier seiner „geistlichen Söhne“, die er damals in Worms zu Tode gepflegt hat; es sind Italiener: aus Bologna der eine, der andere ein Mailänder. Und nicht viel anders stand es mit der Predigt des Tajus, dem es an und für sich allerdings an Zuspruch keineswegs fehlte. Der Jesuit durfte selbst vor dem Kaiser predigen, neben dem er den römischen König mit seinen beiden Söhnen, den Erzherzögen Maximilian und Ferdinand, sowie den Kardinal Truchseß, die päpstlichen Sendboten, auch fünf „spanische Doctoren“ und viele andere vornehme Herren zu seinen Füßen erblickte. Von einer dieser Predigten, die er am Trinitatissonntag (31. Mai) vor einer derartig erlauchten Zuhörerschaft hielt, hat uns Tajus selbst eine eingehende Schilderung hinterlassen. „Ich bin“, erzählt er, „von Natur schüchtern und ehe ich die Kanzel betrat, fühlte ich das größte Bangen; aber kaum stand ich oben und hatte die ersten Worte gesprochen, da war alle Befangenheit verschwunden und nie in meinem Leben fühlte ich größere Sicherheit, nie fühlte ich mich so des Predigtstuhles Herr.“ Tajus teilt auch den Inhalt seiner Predigt mit. Im ersten Teile behandelte er kurz die Mysterien der heiligen Dreieinigkeit und knüpfte daran eine Mahnung zur „Reform des Abbildes der heiligen Dreieinigkeit in uns, nämlich des Verstandes, des Willens und des Gedächtnisses.“ Dem zweiten oder Hauptteil legte er die Stelle im Johannis-Evangelium Kapitel 16, Vers 2 zu Grunde: „Sie werden Euch in den

Bann tun. Es kommt aber die Zeit, daß, wer Euch tötet, wird meinen, er tue Gott einen Dienst daran.“ Der Prediger entwickelte, wie die Zeit, die Christus hier ankündigt, nun gekommen zu sein scheine; wohl habe es, führte er aus, schon früher Ketzerien gegeben, nämlich im Anschluß an die drei Glaubensartikel, wider die drei Personen der Dreieinigkeit; hiervon aber unterscheide sich der Protestantismus dadurch, daß er die Kirche angreife. Demgegenüber suchte dann Jajus nachzuweisen, daß die katholische Kirche die Kirche Christi sei; er erläuterte, weshalb man sie mit Recht eine einheitliche, heilige, katholische und apostolische nenne: an dieser Kirche aber, außerhalb deren kein Heil sei, habe der Protestantismus keinen Anteil. Jajus sprach, wie er selbst zugibt, mit Schärfe, schloß aber versöhnlich mit den Worten des Paulus im 2. Brief an die Korinther (Kapitel 13, Vers 11): „Zuletzt lieben Brüder, freuet Euch, seid vollkommen, tröstet Euch, habt einerlei Sinn, seid friedsam, so wird Gott der Liebe und des Friedens mit Euch sein!“

Aus Hofkreisen vernahm Jajus, daß sich der Kaiser über seine Predigt sehr beifällig habe vernehmen lassen; sie sei gelehrt und nützlich gewesen. Auch Kanisius versichert, daß sein Ordensgenosse reichen Beifall als Prediger gefunden habe. Vielleicht noch interessanter aber ist andererseits der Nachhall des Auftretens jener ersten Jesuiten in unserem Vaterlande und besonders damals in Worms, wie er uns aus der späteren Aufzeichnung eines Gegners entgegentönt. Es ist dies ein kalvinistischer Prediger namens Seibert, der in einer dreißig Jahre nach diesen Ereignissen herausgegebenen „Predigt über die papistischen Abgöttereien und die vornehmlichsten Ausbreiter des antichristlichen Papstthums“ auch der Jünger Loyolas nicht vergißt. „Die ersten von der neuen Sekte der Jesuwiter“, berichtet er, „haben in Worms, auch sonst an vielen andern Orten, viele vom heiligen Evangelium verführt, insonders einer, der ein gleißnerisches Leben hatte, halbe Tag und Nacht in den Kirchen oder Krankenhäusern lag, wenig aß und trank, wenig schlief, und sich der Werke, als sonst die Buben zu tun Gewohnheit

haben, nicht rühmte; was vielen in die Augen stach, sodaß sie der papistischen Abgötterei wiederumb verfielen zur ewigen Verdammniß ihrer Seelen, durch diesen ver-zweifelten gleißnerischen Buben und Andere seines beschorenen Hausens verführt.“ Auch wenn in diesen Worten die Erinnerung an spätere beträchtlichere Erfolge des Ordens in Deutschland miltönt, so möchte man doch glauben, daß schon Jajus wesentliche Züge zu diesem Bilde geliefert habe; von der ersten Generation der Jesuiten hat wohl er jene Werkheiligkeit, die Seibert so treffend charakterisiert, am besten in Scene zu setzen verstanden.

Nach dem Schluß des Reichstages folgte Jajus seinem Gönner, Cardinal Truchseß, wiederum nach Dillingen. Er war zwar von dem kaiserlichen Statthalter in Mailand, dem Spanier Don Alfonso d' Avalos, Marchese del Vasto, der ihn in Worms kennen gelernt, aufgefordert worden ihm nach Mailand zu folgen, hatte dies aber abgelehnt, da, wie er angab, er nicht ungeheißen die ihm angewiesene Wirkungsstätte, nämlich Deutschland, verlassen dürfe. Gleichwohl sollte ihn ein Auftrag Truchseß' selbst in kurzem aus dem Lande führen, freilich ein Auftrag lockendster Art. Die Eröffnung des Konzils in Trient stand nämlich bevor; gering zwar war die Zahl der kirchlichen Würdenträger, die sich dorthin aufmachten; namentlich in Deutschland hatte der Ruf zum Konzil nur ein schwaches Echo gefunden. Truchseß jedoch wünschte seinen Eifer für die Sache des Konzils zu erweisen; er wollte, da er persönlich wegen der Angelegenheiten seines Bistums oder fast mehr noch der Geschäfte des Reichs, in denen er unablässig seine Hände hatte, nicht in Trient erscheinen konnte, gleichwohl dort von Anfang an vertreten sein. Zu seinem Vertreter aber bestellte er Jajus, das deutlichste Zeichen des Einflusses, den der Jesuit bereits über seinen Herrn ausübte. Drei Tage nach der förmlichen Konzilsöffnung, am 16. Dezember 1545, traf Jajus in Trient ein und nahm seinen Sitz auf der Bank der Bischöfe: der Jesuitismus hatte seinen Einzug in das Konzil gehalten.

5. Die ersten Jesuitenkollegien in Deutschland.

Mit der Reise des Jajus und Kanisius zum Konzil nach Trient in den Jahren 1546 und 1547 und der Ausweisung Bobadillas im Mai des folgenden Jahres schließt gleichsam die erste Periode des Jesuitismus in Deutschland ab. Sie trägt überwiegend noch den Charakter einer Orientierung, einer Auskundschaftung des Terrains. Bald hier, bald dort sehen wir einzelne Ordensgenossen auftauchen; zwar zeigen sie überall das Bestreben, sich in ihrer Eigenart zu betätigen, suchen gegenüber einer verweltlichten, sittenlosen Welt- und Klostergeistlichkeit, angesichts der allgemeinen Abwendung von der alten Kirche und ihren Vorschriften das Banner eines verjüngten, auf dem alten Grunde neu verankerten Katholizismus aufzupflanzen und diesem mit allen ihnen zu Gebote stehenden inneren und äußeren Mitteln, vor allem auch durch ihr eigenes Beispiel, die Seelen wieder zuzuführen; aber nirgends verweilen sie lange genug, um tiefere Spuren ihres Daseins zu hinterlassen und die Saat aufgehen zu sehen, die sie in die Erde gesenkt. Fast gänzlich enthalten sich diese ersten Jesuiten auch noch der direkten Herausforderung der kirchlichen Gegner; das einzige Mal, daß dies ernstlich versucht wurde, nämlich durch Jajus in Regensburg, mißlang der Versuch durchaus. Andererseits zeigen bereits jene Pioniere des Ordens das Bestreben, sich in die öffentlichen Händel des Reichs einzumischen oder wenigstens diese eingehend zu beobachten und zu studieren; vom Jahre 1540 ab haben auf keinem deutschen Reichstage Jesuiten gefehlt. Fürs erste waren diese freilich noch zu fremd im Lande und ihr Orden noch zu jung und unbedeutend, als daß sie auch nur mittelbar auf den Gang der Verhandlungen hätten Einfluß gewinnen können. Fast durchaus fehlt es endlich den Ordensmännern noch an festen Mittelpunkten ihres Wirkens; denn die Kölner Station, die einzige im Umfang des Deutschen Reichs, in der wir Jesuiten in einer

gewissen Stetigkeit treffen, wurde vom Orden selbst kaum für lebensfähig erachtet; sie war längere Zeit gleichsam auf den Aussterbeetat gesetzt.

Aber fruchtlos sind die Bemühungen jener frühesten Sendboten Loholas in Deutschland keineswegs gewesen: die Aussaat für die Zukunft ist bereits in den Jahren, die wir betrachtet haben, ausgestreut worden; sie ist erwachsen zumal aus den Beziehungen, die es dem Orden gelungen war, zu den maßgebenden Mächten in Deutschland zu gewinnen. Freilich nicht zu dem Kaiser, von dem, wie schon angedeutet, die „Gesellschaft Jesu“ seit den Ausschreitungen Bobadillas kein Zeichen sonderlicher Gunst erhalten hat. Indes, so bedeutend die Stellung Karls auch in Deutschland ebendamals war, so zeigte sich doch bald, daß für die innere Entwicklung im Reiche nicht sowohl er, als das Landesfürstentum die entscheidende Instanz war. Und von diesen territorialen Herren hatten die Jesuiten bereits mehrere für die Dauer gewonnen: so von den geistlichen Fürsten vor allem Otto von Augsburg. Allein viel bedeutsamer wurde dem Orden die Gönnerschaft der beiden weltlichen Dynastien, die einzig noch auf dem Boden des Katholizismus verblieben waren, nämlich der Habsburger in Oesterreich und der Wittelsbacher im Herzogtum Bayern. Diesen beiden Regentenhäusern hat es Deutschland zu verdanken, wenn es bis auf den heutigen Tag ein konfessionell gespaltenes Land ist, statt, wohin die Entwicklung drängte, im sechszehnten Jahrhundert ebenso einheitlich protestantisch zu werden, wie es die übrigen germanischen Länder, England und die skandinavischen Reiche, geworden und geblieben sind. Aber dem haben sich im entscheidenden Zeitpunkt jene beiden Herrschergeschlechter widersetzt, allerdings nicht aus religiösen Gründen, aus innerlicher Anhänglichkeit an die alte Kirche, sondern Habsburg blieb beim Katholizismus aus Rücksichten seiner internationalen Stellung, zu deren Behauptung es des Papstes und der katholischen Mächte nicht entbehren zu können glaubte; Bayern aber schied sich von dem übrigen Deutschland durch die engherzigsten Gesichtspunkte kleinlicher Scheinflugheit bestimmt, die es ein enges

Bündnis mit der Kurie zu Rom höher anschlagen ließ als die Befreiung des Volkes aus der Geistes knechtschaft des Mittelalters!

Hielten nun aber Oesterreich und Bayern in scharfer Sonderung von ihren Mitfürsten an der Verbindung mit Rom fest, so mußte ihnen der neue Orden in mehr als einer Beziehung willkommen sein; sie mußten wünschen, in enger Fühlung mit Rom das darniederliegende alte Kirchenthum aufzurichten, und eben dies war ja die Aufgabe, zu der sich der dem Papsttum in unbedingtem Gehorsam ergebene Orden darbot. Bei dessen Gliedern fanden jene Fürsten ferner Sittenstrenge und ostensible Uneigennützigkeit sowie Hingabe an den geistlichen Beruf, Eigenschaften, welche die unumgängliche Voraussetzung für ein erfolgreiches Wirken in der Richtung auf das erwähnte Ziel hin waren, bei der Geistlichkeit des eigenen Landes aber täglich mehr abhanden kamen. Da lag denn nichts näher als daß man die Hand, die sich von Rom aus entgegenstreckte, ergriff, den Orden als Lehrmeister annahm und ihm die Aufgabe zuwies ein neues Geschlecht heranzuziehen, das er mit neuer Anhänglichkeit an die alten Institutionen erfüllen sollte. Das ist denn in der That geschehen.

Die Darlegung, wie sich das nun im einzelnen vollzogen hat, würde über die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, weit hinausgreifen. Nur die Anfänge dieser Entwicklung, die Entstehung der frühesten jesuitischen Niederlassungen in Deutschland, werden wir im folgenden noch zu betrachten haben.

Im ursprüngliche Plane des Ordens hatte die Absicht, sich systematisch dem Unterricht, der Erziehung der Jugend zu widmen, nicht gelegen. Aber es würde uns Wunder nehmen, wenn nicht in kurzem, und zwar gerade im Hinblick auf Deutschland und in einem gewissen Zusammenhang mit der ersten Pionierarbeit, der sich dort der Orden unterzog, ein solcher Gedanke aufgetaucht wäre. So erinnern wir uns auch, daß Bobadilla um das Jahr 1545 in Köln eine jesuitische Unterrichtsanstalt ins Leben zu rufen hoffte, was denn freilich die Zeitumstände verhinderten. Noch früher waren ähnliche

Erwägungen an Jajus herangetreten. Dieser hatte, wie erwähnt, an der Ingolstädter Universität zeitweilig Vorlesungen übernommen. Aber er fand an dieser Tätigkeit kein Gefallen; er vermied Schüler, die fähig und geneigt wären auf seine Ideen einzugehen. Als ihn daher der Erzbischof von Salzburg nach dem Schluß der erwähnten Provinzialsynode von 1544 zur Wiederaufnahme seiner akademischen Tätigkeit zu bestimmen suchte und über den Mangel an tauglichen Lehrern klagte, hielt ihm Jajus entgegen, daß es vor allem an Schülern, zumal in der theologischen Fakultät, fehle; diese, d. h. geistlichen Nachwuchs zu beschaffen, müsse man in erster Linie Sorge tragen. Niemand, entwickelte er dem Prälaten, wolle zur Zeit sich dem geistlichen Stande widmen, der in die tiefste Verachtung geraten sei; geflissentlich hielten die Eltern ihre Söhne davon zurück. Dem müsse abgeholfen werden und zwar auf dem Wege der Gründung eigener Studienanstalten für den geistlichen Nachwuchs, in die man begabte Jünglinge, an denen es im Lande doch sicherlich nicht fehle, gegen die Verpflichtung aufnehme, sich dem Studium der Theologie zu widmen. Es versteht sich, daß Jajus die Leitung solcher Anstalten sich und seinem Orden zudachte; er hatte dabei noch den Hintergedanken, daß sie zugleich Pflanzstätten für den Orden selbst werden, diesem aus ihren Zöglingen das Material stellen sollten, das er bedurfte, um in Deutschland heimisch zu werden. Allein er setzte seine Absicht fürs erste nicht durch. Die deutschen Prälaten, an die er sich wandte, Erzbischof Ernst von Salzburg, Bischof Moritz von Eichstädt und andere, waren zwar bereit, ein jeder eine Stiftung zur Unterhaltung einer gewissen Anzahl von Stipendiaten zu machen, nahmen auch, wie es scheint, keinen Anstand daran, daß das Ganze den Jesuiten unterstellt werde; aber sie wollten die Verfügung über die dort ausgebildeten Zöglinge nicht aus der Hand geben. Das unmittelbare Bedürfnis ihrer Diözesen im Auge, hielten sie daran fest, daß mit den jungen Geistlichen hernach ihre Stifter und Pfarren besetzt werden sollten. Das aber paßte nicht in die Entwürfe des schlauen

Jesuiten, er erklärte diese Bedingung für unannehmbar und der Plan zerfiel sich.

Aber die Lage der Dinge auf katholischer Seite, insbesondere der zunehmende Mangel an geistlichem Nachwuchs, drängte dazu, Einrichtungen zu treffen von der Art wie sie Bobadilla und Sajus bereits vorgeschwebt hatten. Doch ist der entscheidende Anstoß dazu dann von Deutschland selbst ausgegangen. In demselben Jahre (1548), da im Ausland, nämlich in der Stadt Messina, auf Betreiben des dortigen Rates die erste jesuitische Studienanstalt begründet wurde und damit die Umbildung der Gesellschaft Jesu in einen Schulorden ihren Anfang nahm, rief ein deutscher Fürst die Jesuiten zu ähnlichen Zwecken in sein Land. Es war dies Herzog Wilhelm IV. von Bayern, seit dem Tode seines Bruders Ludwig († 1545) Alleinregent im Herzogtum. Ihn leitete das gleiche Bestreben, von dem die oben geschilderten Entwürfe des Sajus ausgegangen waren, nämlich der Ingolstädter Hochschule aufzuhelfen. Der Herzog hatte sich schon seit längerer Zeit vergebens bemüht, für diese Professoren von unbezweifelter Rechtgläubigkeit zu gewinnen; in Paris, Loewen, selbst in Köln hatte er ohne Erfolg angeklopft, ja, sein Agent an der Kurie hatte auch Ignatius darum angegangen, dieser aber den Wünschen des Herzogs sein Ohr verschlossen, weil er damals noch nicht gesonnen war, den Seinigen die Fessel eines derartigen bestimmten Berufs aufzuerlegen und sich der freien Verfügung über sie auch nur zum Teil zu berauben. Endlich aber fand ein erneutes Gesuch Wilhelms, das Kardinal Farnese, der Enkel des Papstes, Ende 1548 übermittelte und befürwortete, eine bessere Aufnahme bei dem Meister. Der Wittelsbacher bat, ihm zwei oder drei seiner Ordensglieder, unter denen einer Sajus sein möge, als Dozenten für seine Hochschule zu überweisen. Das bewilligte Ignatius nunmehr und zwar ersah er neben Sajus den Spanier Alfonso Salmeron, einen seiner frühesten Anhänger, einen gelehrten Theologen, sowie — als dritten — Kanisius für die Mission nach Bayern.

Wir haben Jajus und Kanisius in Trient auf dem Konzil verlassen, wohin beide der Auftrag des Kardinals Truchseß entführt hatte. Bekanntlich aber wurde bereits im März 1547 dem Konzil durch seine Verlegung nach Bologna, die die präsidierenden päpstlichen Legaten unter einem fadenscheinigen Vorwand herbeiführten, die Lebensader unterbunden. Vom Kaiser nicht anerkannt, sah sich das Bologneser Konzil zu fast gänzlicher Tatenlosigkeit verurteilt. So durfte Jajus schon im August 1547 die Malstatt des Konzils verlassen und sich auf Erfordern des Herzogs Herkules von Este und Ferrara in dessen Herzogtum begeben, um keßerischen Regungen, die dort hervorgetreten waren, entgegenzuwirken. In dieser Tätigkeit erreichte ihn der Ruf zur zweiten deutschen Mission. Kanisius andererseits war von Bologna aus nach Rom gezogen worden, wo er unter den Augen Voholas erst die richtige jesuitische Schule durchgemacht hatte; dann sandte man ihn nach Messina, um sich an der Einrichtung jenes ersten Jesuitenkollegs, dessen wir eben gedachten, zu beteiligen. Um so tauglicher mußte Kanisius, auch abgesehen von seiner Kenntnis der deutschen Verhältnisse, für die neue Aufgabe erscheinen, die in Bayern winkte. So kam er auf das Geheiß des Meisters im September 1549 nach Rom, wo seine Vorbereitungszeit für beendet erklärt und er zur Ablegung des feierlichen Ordensgelübdes in Ignatius' Hände zugelassen wurde; er trat damit in die Zahl der „Professen“, der Vollmitglieder des Ordens ein. Nun schien nur noch erforderlich, daß er den theologischen Doktorgrad erwerbe, der die volle Berechtigung zur akademischen Wirksamkeit auf allen Gebieten der Theologie in sich schloß. Das geschah, zusammen mit Jajus und Salmeron, am 9. Oktober des Jahres, schon auf dem Wege nach Deutschland, an der Hochschule zu Bologna. Dann konnte die Reise weitergehen.

Zu Anfang des Novembers 1549 erreichten die drei Ordensmänner die bayerische Hauptstadt, wo der Herzog ihrer harnte. Sie verblieben einige Tage in seiner Umgebung, dann ließ Wilhelm sie durch seinen Sekretär Schweicker nach Ingolstadt geleiten. Der 13. November

1549 ist der Tag an dem sie hier eintrafen, feierlich empfang sie die Universität, der Rektor mit sämtlichen Professoren. Der Vizekanzler hielt eine Begrüßungsrede, auf die Kanisius antwortete. Wenige Tage darauf begannen die Ankömmlinge ihre Vorlesungen: Sazus über das alte Testament (die Psalmen), Salmeron über den Römerbrief, Kanisius aber behandelte das vierte Buch der „Sentenzen“ des Petrus Lombardus, eines Hauptvertreters der mittelalterlichen Scholastik.

Allein eine ungehemmte Tätigkeit sollte ihnen hier zunächst noch nicht gegönnt werden. Wenige Monate erst weilten die Jesuiten in Ingolstadt, als schlimme Kunde aus der Hauptstadt kam: ihr Gönner Herzog Wilhelm war dort am 6. März 1550 unerwartet gestorben und elf Tage darauf sein Rat Leonhard von Eck, der die eigentliche Seele seiner Politik gewesen war, ja den schwachen Fürsten geradezu geleitet hatte, diesem ins Grab nachgefolgt. Die Regierung ging auf den noch jugendlichen Sohn des Herzogs, Albrecht V. über, der zunächst keinen sonderlichen Eifer für den Katholizismus an den Tag legte, sodaß man es anfangs für nicht unmöglich hielt, daß der junge Fürst sich den Protestanten anschließen werde. Daran hat Albrecht nun freilich wohl nie ernsthaft gedacht, aber er war doch auch wenig geneigt, für die fremden Priester in Ingolstadt größere Aufwendungen zu machen und ihnen dort eine dauernde Niederlassung zu gewähren. Ebendies nämlich hatte Herzog Wilhelm in Aussicht gestellt; den Jesuiten sollte eine selbständige Anstalt, ein Konvikt, eingerichtet werden, wo sie mit ihren Schülern zusammenwohnen sollten, um diese beaufsichtigen, sich ihrem Unterricht auch außerhalb der Universität widmen und aus ihrer Zahl sich den Nachwuchs für den Orden selbst heranbilden zu können. Das war gleichsam die Vorbedingung gewesen, unter der Ignatius die Seinen nach Ingolstadt entsandt hatte. Aber bindende Versprechungen waren allerdings von Seiten des Herzogs nicht erteilt worden; man besaß keine Handhabe, den Nachfolger zur Erfüllung dessen zu zwingen, was der verstorbene Fürst hatte hoffen lassen.

Unter diesen Umständen betrieb Jajus in Kürze seine Abberufung, vielleicht zunächst nur als ein Drohmittel gegen den jungen Herzog, der sich dann auch bewogen fand, an den neuen Papst Julius III., der zu Anfang des Jahres 1550 Paul III. gefolgt war, in dieser Angelegenheit zu schreiben und ihn zu bitten, er möge Jajus und dessen Gefährten ihm belassen; er verhiess dabei, er werde das von seinem Vater und Vorgänger geplante Kollegium dem Orden einrichten. Allein diesen Worten entsprachen die Handlungen des Herzogs nicht; er tat auch jetzt noch keine ernstlichen Schritte um die Anstalt ins Leben zu rufen. Die Folge war, daß Jajus und Salmeron nunmehr, im Sommer 1550, Ingolstadt in der That verließen. Vorerst sandte Ignatius noch einen Ersatz für sie in der Person des Niederländers Nikolaus Goudanus, da er noch nicht die Hoffnung aufgeben wollte, daß der Herzog seine Zusage schließlich doch erfüllen werde. Vor allem aber harrte Kanisius aus und entfaltete, auch ohne den Rückhalt eines eigenen Kollegiums, eine rege Tätigkeit sowohl an der Universität wie auch darüber hinaus. Er fand, wie er nach Rom berichtete, die Professoren der Hochschule durchaus untüchtig; es fehlt ihnen — urtheilte er — an jeglichem Eifer für den Beruf, dem sie dienen; dazu kommt, daß nur noch eine kleine Zahl von ihnen dem alten Glauben treu ergeben ist, die meisten sind entweder versteckte oder gar offenbare Ketzer, die auf die Jugend natürlich einen höchst schädlichen Einfluß ausüben; ketzerische Schriften sind in aller Händen. Um die ihnen anbefohlene Jugend kümmern sich diese Professoren so wenig wie nur möglich; die Studenten können sich daher ihren lasterhaften Neigungen ohne Scheu hingeben und zeigen wenig Neigung für ernste Studien, zu denen es ihnen freilich insgemein auch an den erforderlichen Vorkenntnissen fehlt. Außerhalb der Universität aber ist die Menge nur noch dem Namen nach katholisch, in Wahrheit ist sie in religiösen Dingen vollkommen gleichgiltig; sie verschmäht den Empfang der Sakramente, meidet überhaupt die Kirchen, Gebet und

religiöse Uebungen sind in Abnahme, die Fasten werden nicht gehalten, die kirchlichen Feste nicht gefeiert, der Klerus steht bei der Bevölkerung in größter Verachtung!

Demgegenüber ging das Trachten der Jesuiten dahin, in Stadt und Universität die alte Gläubigkeit wieder in Aufnahme zu bringen. Es fiel bereits auf, daß sie gegen den Brauch ihre Vorlesungen jedesmal mit Gebet begannen; auch der Eifer mit dem sie den Lektionen oblagen, stach von der nachlässigen Art der alten Dozenten merkbar ab; nicht einmal die üblichen Hundstagsferien hielten sie ein. Wenn letzteres aber vielleicht nicht allen Hörern zur Freude gereichte, so lag andrerseits in der Unentgeltlichkeit aller Vorlesungen der Jesuiten sicherlich kein geringer Anreiz für die Studenten. Aber auch außerhalb der Vorlesungen wandte Kanisius den letzteren seine Fürsorge er zu; er schloß sie zu Konventikeln, gleichsam Vorläufern der sog. Marianischen Kongregationen, zusammen, veranlaßte sie zu regelmäßigem Abendmahls- genuß und suchte sie in jeder Weise für das kirchliche Leben zurückzugewinnen; andrerseits erwirkte er beim Kanzler der Universität, dem Bischof von Eichstädt, erneute Verbote kezerischer Schriften, die er dann mit großem Eifer aufstoberte und konfiszierte. Aber die Hand des Kanisius reichte auch über die akademischen Kreise hinaus; so bildete er u. a. aus jungen Leuten der Stadt eine Abendmahlsbruderschaft. Daß ferner die Jesuiten, wie überall wohin sie kamen, so auch in Ingolstadt dem Beicht hören, der Seelsorge und jeder Art christlicher Liebestätigkeit oblagen, versteht sich ebenso von selbst wie daß sie auf die Menge vor allem durch die Predigt zu wirken bemüht waren. Sie predigten nicht nur in den Kirchen, sondern auch, zum Aerger der städtischen Alerisei, kraft der ihrem Orden verliehenen päpstlichen Privilegien auf den Kirchhöfen und auf offener Straße. Damals hatte es der „erste deutsche“ Jesuit endlich dahin gebracht, sich in der Landessprache ausdrücken zu können; seit dem Frühling 1551 predigte er deutsch. Mit dem Erfolg glaubte er zufrieden sein zu können: „Sie sind so andächtig“, schreibt er von seinen Zuhörern, „daß sie, wenn ich predige, gegen

ihre Gewohnheit bis zum Schluß der Predigt in der Kirche bleiben, statt mittendrin davonzulaufen!

Auch an der Universität meinte Kanisius allmählich Boden zu finden, namentlich seit er im Sommer 1551 die Auslegung des Johannis-Evangeliums begonnen hatte. Schon vorher, nämlich im Herbst 1550, war ihm die Rektorstürde der Hochschule übertragen worden, worin wir allerdings wohl im wesentlichen nur einen Akt der Höflichkeit gegen die Ankömmlinge und deren hohe Gönner, den Papst und den Landesherrn zu erblicken haben; aber in den Händen eines Manns, von der Art des Kanisius ist das Rektorat sicherlich nichts weniger als ein bloßer Zierrat gewesen. Nachdem er aber diese Würde, die damals alle halbe Jahre wechselte, niedergelegt, veranlaßte Herzog Albrecht, daß der Bischof von Eichstädt Kanisius zum Vizkanzler der Universität berief. Ignatius erteilte die Erlaubnis, wie vorher zur Annahme des Rektorats, so für diesen Posten; gleichzeitig aber erinnerte er den Herzog aufs neue an die Errichtung eines Kollegiums für den Orden. Allein Albrecht zog die Sache hin, er entschuldigte sich mit den Zeitumständen; augenscheinlich trug er Bedenken, die Jesuiten in seinem Staate geradezu heimisch werden zu lassen. Da zauderte denn Ignatius nicht länger; er berief Anfang des Jahres 1552 seine Jünger aus Ingolstadt ab, indem er vorschlug, der römische König wünsche sich ihrer zu bedienen. Doch machte er dem Wittelsbacher Aussicht, daß die Abberufenen oder andere seines Ordens zurückkehren würden, wenn man ihnen die verheißene eigene Lehranstalt errichte. —

Ein bloßer Vorwand war es freilich nicht, wenn Ignatius König Ferdinand ins Feld führte; dieser hatte in der That den Wunsch geäußert, daß Kanisius und Goudanus zu ihm kommen möchten, aber erst nachdem er gehört, daß Ignatius jene nicht in Ingolstadt belassen wolle.

Inzwischen nämlich hatten die Dinge in Oesterreich eine dem Orden sehr günstige Wendung genommen. Der Landesherr, König Ferdinand, hatte an den Jesuiten schon

früh Gefallen gefunden; selbst Bobadilla hatte seine Gunst genossen, später ebenso Jajus. Beiden nach einander bot der König im Jahre 1546, beim Tode des Bischofs Petrus Bonomus von Triest, die Nachfolge in diesem Bistum an; freilich mußten beide ablehnen, da der Geist des neuen Ordens nicht zuließ, daß seine Glieder durch kirchliche Würden dauernd gebunden, den Zwecken des jesuitischen Instituts mehr oder minder entfremdet und der Verwendung seitens ihrer Oberen entzogen würden. Im Jahre 1550 traf dann Ferdinand aufs neue mit Jajus zusammen, der nach seiner Entfernung aus Ingolstadt sich wieder an den Hof seines alten Gönners, des Kardinals Truchseß begeben hatte und in dessen Gefolge in Augsburg auf einem abermals dorthin berufenen Reichstag erschienen war. Hier trat er dem König sowie insbesondere dessen Beichtvater, dem Bischof Ulrich Weber (Textor) von Laibach, abermals nahe. Der letztere dachte wohl daran, sich den Jesuiten für einige Monate von Truchseß auszubitten; aber Jajus wäre es wenig erwünscht gewesen, in die abgelegene Diözese zu wandern; er suchte die Gedanken des Bischofs — und durch diesen auch die des Königs — vielmehr darauf zu lenken, daß dem Orden im Herzen der österreichischen Lande, in der königlichen Residenzstadt Wien eine Stätte bereitet werde.

Ferdinand wies den Gedanken nicht von der Hand; doch wollte er erst näher unterrichtet sein. Er ließ sich Gutachten von verschiedenen Seiten erstatten, auch Jajus durfte ihm in einer Denkschrift seine Ideen näher entwickeln. Der kluge Jesuit verwies auf die Niederlassungen des Ordens im Auslande, wo der ersten Kolleggründung in Messina bereits mehrere andere gefolgt waren, während weitere vorbereitet wurden. Allerdings ließ sich bei der Kürze der Zeit, die doch seit der frühesten dieser Stiftungen erst verflossen war, die Frage, ob und wie weit sich die Einrichtung bewährt habe, noch kaum beantworten; aber Jajus verstand es nichtsdestoweniger, die bisher schon damit erzielten Erfolge sowie den augenscheinlichen Nutzen, der von diesen Kollegien fernerhin zu erwarten

sei, dem Könige in den leuchtendsten Farben zu schildern. So ließ sich dieser gewinnen und schrieb, noch von Augsburg aus, im Dezember 1550 sowohl an den Papst wie auch an den Ordensgeneral.

„Ehrwürdiger, lieber Andächtiger!“ — so lautete der Brief des Habsburgers an Loyola — „Da wir sehen, daß in dieser unserer Zeit, wo verschiedene Irrlehren und große Ketzereien sich überall erhoben haben, die höchste Notwendigkeit erfordert, daß rechtzeitig auf Unterhaltung, Ernährung und Erziehung gelehrter, frommer und katholischer Männer Bedacht genommen werde, die nicht allein mittels der unverfälschten Lehre der heiligen Schrift, sondern auch durch das gute Beispiel eines sittsamen, untadeligen Lebenswandels für die Unterweisung der Jugend Sorge tragen mögen; wir aber ferner wahrnehmen, daß die Kollegien, welche die Gesellschaft Jesu neuerdings einzurichten begonnen hat, nach dieser Richtung hin in den Orten und Ländern, an denen sie errichtet sind, von großem Nutzen zu sein versprechen: so haben wir beschlossen, der nämlichen Gesellschaft in der Stadt Wien, der Hauptstadt unseres Erzherzogtums Oesterreich, sobald es immer sein kann, ein Kollegium zu begründen und einzurichten, in welchem gemeinsam mit den Brüdern der Gesellschaft Jesu Jünglinge, die sich für die Studien zu eignen scheinen, zu unterhalten und in der heiligen Schrift zu unterweisen sein werden, auf daß später von hier aus, wie von einer Pflanzstätte aller Tugenden, die einen in die Zahl der Genossen selbst eintreten, andere aber für den Beruf des Predigers, noch andere für die Seelsorge und die Besetzung der geistlichen Pfründen, die sie fromm und löblich zur Erbauung der Menge versehen sollen, noch andere zu den verschiedenen Zweigen des staatlichen Dienstes, je nach der besonderen Fähigkeit und Neigung eines jeden, ausgewählt werden mögen. Mittlerweile aber, bis das was zur Errichtung eines solchen Kollegiums gehört, vorgesehen werden kann, halten wir, auf daß die Errichtung der Studienanstalt selbst desto zweckmäßiger und erfolgreicher geschehe und vor sich gehe, für wünschenswert, daß sogleich in diesen

Anfängen zwei Brüder der Gesellschaft sich an den genannten Ort begeben, um einerseits an unserer Wiener Universität mittels Vorlesungen über die heilige Schrift die Studenten für derartige Studien zu bereiten und zu gewinnen, andererseits aber auch diejenigen, die wir mit der Errichtung des Kollegiums beauftragen werden, mit ihrem Rat an die Hand zu gehen und so die Errichtung zu fördern und zu betreiben. Darum bitten wir Eure Andächtigkeit, kraft Eurer Autorität in dieser Gesellschaft, zu veranlassen, daß der ehrenwerte Klaudius Sajus, Profeß der Gesellschaft, der uns wegen seiner Gelehrsamkeit, seines frommen Lebenswandels und seiner Bescheidenheit schon lange bekannt, lieb und angenehm ist, und mit ihm ein zweiter Angehöriger der Gesellschaft, nach unsers allerheiligsten Vaters, dem wir deswegen ebenfalls schreiben, und Eurer Auswahl, sich nach Wien begeben mögen, wo wir sie, bis das Kollegium eingerichtet sein wird, geziemend unterhalten werden, um durch Vortrag und Lehre gleichsam einen festen Grund für den Bau des Kollegiums zu legen.“

So entwickelte König Ferdinand hier den Plan, mittels dessen er seine Länder und Völker, die von Jahr zu Jahr dringender nach dem Evangelium verlangten, dem fremden Orden zu überliefern in Begriff stand. Von Rom aus aber geschah ihm, wie er gewünscht hatte, nur daß statt der erbetenen zwei Ordensgenossen Bonola deren zwölf sandte; die Worte Ferdinands hatten nämlich die Auslegung gefunden, daß er zwei zum Halten von Vorlesungen befähigte Theologen verlangte, als welche man ihm Sajus und den ersten Rektor des 1549 gegründeten Valermitaner Jesuitenkollegs, den Belgier Nikolaus Lanoy sandte; die übrigen waren jüngere Männer, von denen man ohne weiteres annahm, daß sie Ferdinand willkommen sein würden, obwohl alle Ausländer waren — Niederländer, Italiener, Spanier, Franzosen, — und wie der deutschen Verhältnisse, so der Landessprache in dem Maße unkundig, daß sie allesamt auf der Reise durch die deutschen Alpenländer nur mittels Zeichen ihre Wünsche kundzutun vermochten. Am 31. Mai 1551

kamen sie indeß wohlbehalten in Wien an, wo Tajus sie schon erwartete. Der König hieß sie willkommen und richtete ihnen einstweilen das verlassene Dominikanerkloster zur Unterkunft ein. Es war die erste feste Station, die der Orden in deutschen Landen erwarb. Zwar verliefen sich jene jüngeren Genossen in der Mehrzahl bald wieder, aber es blieb vor allem Tajus, der, kann man wohl sagen, für sich allein einer ganzen Armee von Ordensmännern gleichkam. Und als Tajus, dem fremden Klima und der unablässigen Arbeit erliegend, schon 1553 in Wien vom Tode ereilt wurde, folgte ihm Kanisius nach. Dieser ist es zumal gewesen, der seinen Orden in Deutschland, zunächst aber in Oesterreich heimisch gemacht hat. Gänzlich dem Einfluß des Kanisius hingegeben erfüllte nunmehr König Ferdinand sein Versprechen in glänzendster Weise; er übergab der Gesellschaft das schöne Karmeliterkloster in Wien zur Einrichtung ihrer Studienanstalt und überwies dieser reiche Einkünfte. Schon hatten die Jesuiten auch ein Gymnasium mit vier Klassen errichtet, das nach wenigen Jahren fünfhundert Schüler gezählt haben soll. Daran schloß sich weiter ein aus Beiträgen der einzelnen Kronländer gestiftetes Seminar, in welchem unbemittelte Jünglinge zu Priestern erzogen werden sollten: es ward sogleich unter die Leitung der Gesellschaft Jesu gestellt. Als ferner der König diesen auch die Erziehungsanstalt übergab, die er für junge Adlige Niederösterreichs gegründet hatte, zog zwar der durchweg protestantische Adel seine Söhne größtenteils zurück, aber es kamen dafür junge Leute aus anderen Ländern. An der Universität endlich hielten die Jesuiten von Anfang an Vorlesungen; im Jahr 1558 aber erfolgte die förmliche Uebertragung von zwei Lehrkanzeln an den Orden. Wohl nahm das übrige Professorenkolleg an den Eindringlingen Anstoß, die sich dem Rektor nicht ohne Vorbehalt unterordnen wollten; aber die Fremden behaupteten sich in der Gunst des Königs und alle Proteste der Universität, alle ihre Versuche die Lehrtätigkeit der Jesuiten einzuschränken, blieben ergebnislos; mehr und mehr erfüllte der jesuitische Geist auch die Hochschule.

Aber der Orden blieb nicht auf Wien beschränkt, sondern verbreitete sich von hier aus auch über die anderen Länder der Habsburgischen Monarchie. In Prag erschienen die Jesuiten 1555 und setzten sich im Dominikanerkloster fest, das der König ihnen auf Kanisius' Bitte übergeben hatte. Es entstand dort ein zweites jesuitisches Kolleg, das ebenfalls reich dotiert ward. Wohl widersetzte sich auch hier die altehrwürdige Universität den fremden Ordensleuten, aber mit keinem größeren Erfolg als in Wien. Dann kamen die Jesuiten nach Tyrol und richteten 1562 ein drittes Kollegium zu Innsbruck ein, mit einer lateinischen Schule, die mit siebenzig Schülern eröffnet wurde, bald aber deren 250 zählte.

Inzwischen hatte nun auch Bayern endlich vor den Jüngern Tholas kapituliert. Es war dafür insbesondere der Einfluß der Gemahlin Albrechts, einer Tochter König Ferdinands, tätig gewesen, allein auch Kanisius hatte den Herzog nicht aus den Augen gelassen. Letzterer hatte sich im Jahre 1552 bei den Passauer Verhandlungen und 1555 in Augsburg um die Herstellung des kirchlichen Friedens in Deutschland verdient gemacht: da redete man ihm dann ein, daß er dadurch den Papst und die katholische Christenheit verletzt habe und nun ein übriges tun müsse, um diese Scharte wieder auszuwechen und sich die alte Kirche zu versöhnen. Diesen verschiedenen Einwirkungen wich der Herzog; noch im Jahre des Augsburger Religionsfriedens (1555) schloß er einen förmlichen Vertrag mit Kanisius ab und stiftete kraft dessen in Ingolstadt ein mit fünfzehnhundert Gulden jährlicher Rente ausgestattetes theologisches Kollegium für die Jesuiten, in der Erwägung „daß es an geistlichen Arbeitern für den rechten Glauben fehle.“ Jetzt säumte der Orden nicht, sich aufs neue einzustellen; sechs Väter der Gesellschaft und zwölf „Scholastiker“, d. h. jüngere Mitglieder, die das Noviziat durchgemacht hatten, aber noch zu ihrer weiteren Ausbildung den Studien oblagen, zogen im nächsten Jahre in Ingolstadt ein, wo man den Ankömmlingen fürs erste das sog. Pädagogium (Gymnasium) einräumte; die Errichtung eines eigenen Ge-

bäudes zog sich dann freilich noch fast zwei Jahrzehnte hin; erst 1575 war es vollendet, nachdem schon elf Jahr früher eine eigene Jesuitenkirche in Ingolstadt entstanden war. Auch eine Erziehungsanstalt für künftige Geistliche, das sog. Kollegium Albertinum, wurde ihnen dort unterstellt. Vor allem aber suchten die Jesuiten an der Universität festen Fuß zu fassen; drei von ihnen begannen sogleich Vorlesungen zu halten. Auch hier setzten bald die ärgerlichsten Reibungen zwischen den Jesuiten und dem alten Lehrkörper ein, der die Väter bei ihrem ersten Erscheinen festlich aufgenommen hatte, jetzt aber ihren Machenschaften sich die Universität zu unterjochen, einen hartnäckigen, wennschon in der Hauptsache fruchtlosen Widerstand entgegensetzte. „Dieses Ungeziefer kriecht sich durch“ — dieser resignierte Ausspruch eines der alten Professoren traf das richtige; wo der Orden sich einmal eingenistet hatte, da ward man ihn nicht wieder los. Und es genügte ihm nicht, geduldet zu werden, er wollte herrschen. Das aber haben die Jesuiten gerade in Bayern durchaus erreicht. Je mehr es ihnen hier anfangs erschwert worden war Fuß zu fassen, um so leichter wurde es ihnen, nachdem sie einmal Fuß gefaßt, den Sieg zu erringen. Zumal der Herzog wurde bald völlig gewonnen und entwickelte zu Gunsten des Ordens einen derartigen Eifer, daß Kanisius selbst zuweilen zügeln mußte. Noch unter Albrecht sahen neben Ingolstadt auch München und Landshut in ihren Mauern umfassende Jesuitenkollegien und =Schulen entstehen.

Und schon griff der Orden auch über die habsburgischen und bayerischen Länder hinaus. Sein alter Gönner, Kardinal Otto von Augsburg, hatte 1549 in seiner Residenzstadt Dillingen eine geistliche Lehranstalt errichtet, die 1554 den Charakter einer Universität erhielt; nicht lange darauf übergab er seine Gründung den Jesuiten. Um dieselbe Zeit aber gelangten diese endlich auch am Niederrhein zu einer Niederlassung dauernden Charakters. Wie schon oben angedeutet, wurde es in Köln, gegenüber dem Widerstand, den die Stadtverwaltung den Absichten des Ordens lange Zeit entgegensetzte, von aus=

schlaggebender Bedeutung, daß ein Jüngling aus einer der ersten Patrizierfamilien der Stadt, Johann von Rheidt, sich den Jesuiten beigesellt hatte. Von ihnen in Rom für ihre Zwecke ausgebildet und dann nach Köln zurückgesandt, wußte Rheidt nunmehr mit Hilfe seiner vornehmen Sippe den Rat zu bewegen, daß er im Jahre 1556 einen der mit der Universität in Verbindung stehenden Konvikte, die sog. „Burse der drei Gefrönten“ den Jesuiten auf zwei Jahre einräumte, gegen deren ausdrückliche Zusage weder für den Orden zu werben noch gegen die Statuten der Hochschule zu verstoßen. Wie dies Versprechen gehalten wurde, zeigen die auch hier alsbald beginnenden Streitigkeiten, in deren Mittelpunkt wir die Jesuiten erblicken. Diese ließen sich aber aus ihrer „Burse“ nicht wieder verdrängen; letztere gab vielmehr später die Grundlage für die Errichtung eines eigenen Jesuitenkollegs ab, dem die Errichtung eines von dem Orden geleiteten Gymnasiums noch vorherging. Schließlich wußten die Jesuiten das ganze städtische Unterrichtswesen Kölns ihrer Oberleitung zu unterwerfen.

Von Köln aber verbreiteten sie sich dann stromaufwärts nach Trier und Mainz, wo wir schon 1560 und 1561 jesuitische Kollegien entstehen sehen; auch an der Mainzer Hochschule faßte der Orden Fuß. Gleichzeitig lud man ihn nach Würzburg ein und im Jahre 1570 erschienen Jesuiten sogar, von Bischof und Kapitel eingeladen, in der Reichsstadt Speier, trotz des Widerstrebens der durchweg evangelischen Bürgerschaft. Auch an den Fürstenhöfen, in der unmittelbaren Umgebung der maßgebenden Personen selbst, begannen die Jesuiten bald heimisch zu werden, vor allem durch das Mittel der Beichte; als Beichtväter der regierenden Herren, oder etwa zuerst deren Gemahlinnen und Töchter, suchten sie das Ohr der Mächtigen zu gewinnen und deren Schritte zu lenken, ihre Handlungen im Innern des Landes wie nach außen hin zu beeinflussen. Auch hier blieb der Erfolg nicht aus; allein die wirksamste Waffe die der Jesuitismus — und zwar mit der größten Geschicklichkeit — handhabte, blieb doch die Erziehung, der mittlere und

höhere Jugendunterricht. Wer die Jugend hat, hat die Zukunft! die Richtigkeit dieses Satzes ist nie klarer erkannt worden als von den Jesuiten und hat sich nie in höherem Grade bewährt als bei ihnen.

Freilich diese Erziehung in den Anstalten der Jesuiten hat nicht die Befreiung des Geistes zum Zweck, sondern seine Knechtung, seine unbedingte Unterwerfung unter die Autorität; die Unterweisung der Jesuiten ist nicht auf die harmonische Ausbildung der intellektuellen Fähigkeiten des Zöglings gerichtet, sie will diesen weder zu ernster, geistiger Arbeit befähigen noch zu selbständigem Denken, Prüfen und Forschen anleiten, sondern sie ist lediglich ein Mittel zur Erreichung bestimmter kirchlicher Ziele; die Kunst der Jesuiten als Lehrmeister besteht darin, den jugendlichen Geist in einer bestimmten Richtung zu dressieren, ihn in die Formen eines bestimmten Systems, eben des katholisch-jesuitischen, einzuschnüren. Dieses ihr Ideal aber haben die Jesuiten, wie fast aller Orten wohin sie kamen, so auch in unserem Vaterland in hohem Maße verwirklicht. Die jesuitischen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, deren Anfänge wir vorstehend betrachtet, haben dem Orden nicht nur den erforderlichen Nachwuchs aus dem Lande und für das Land geliefert, sondern es ist in ihnen auch eine Generation herangezogen worden, die, in der Anhänglichkeit an die Papstkirche neu befestigt, sich fähig erwiesen hat, den Kampf gegen den Protestantismus aufzunehmen. Und in diesem Kampfe hat die katholische Sache große Erfolge errungen, es sind den Evangelischen zahlreiche Anhänger abspänstig gemacht, ja weite Landstrecken ihnen entzogen worden, in denen sie bereits zu triumphieren geglaubt hatten, kurz, die Alleinherrschaft des Protestantismus in Deutschland ist hintertrieben worden.

Weiter freilich als bis zur Verewigung der kirchlichen Spaltung haben es die Jesuiten in unserem Vaterlande nicht gebracht; sie haben den Protestantismus nicht nur nicht entwurzelt, sondern dieser hat den schließlichen Sieg davongetragen, wofern man den Teil als Sieger bezeichnen darf, an den sich der weitere Fortschritt, die

ganze politische wie kulturelle Entwicklung Deutschlands angeknüpft hat; die führenden Geister unserer Nation seit dem sechszehnten Jahrhundert sind so gut wie ausnahmslos im protestantischen Heerlager zu suchen; der Protestantismus ist trotz allem die ausschlaggebende Macht in Deutschland geworden und geblieben. Auf der anderen Seite ist freilich der Umstand, daß es den Jesuiten hat gelingen können, einen starken Bruchteil des deutschen Volkes Jahrhunderte lang von der nationalen Kultur nahezu auszuschließen, nur um so tiefer zu beklagen. Aber dies Ergebnis ist zugleich für den Protestantismus in hohem Maße beschämend; denn unmöglich hätten die Jesuiten von jenen kleinsten Anfängen aus, die wir betrachtet haben, so Großes erreichen, hätte die Saat, die, wie wir gezeigt, jene vereinzelt Fremdlinge zuerst ausgestreut, so mächtig aufgehen können, wenn nicht die Evangelischen selbst durch inneren Hader und Mangel an politischem Sinn, durch Sorglosigkeit und unzeitiges Nachgeben, wie andernteils durch Unduldsamkeit und hartnäckiges Beharren auf dem Buchstaben jenen in die Hände gearbeitet hätten. Hoffen wir, daß in der Gegenwart, wo, wie die tägliche Erfahrung ausweist, der Ultramontanismus und als dessen treibende Kraft die Jesuiten aufs neue zu so großer Macht gelangt sind, der Protestantismus die Fehler und Schwächen werde zu meiden wissen die ihm in der Vergangenheit so teuer zu stehen gekommen sind.

Theology Library
 SCHOOL OF THEOLOGY
 AT CLAREMONT
 California

Neu! Martin Luther Lebensgeschichte des
Reformators
von M. Wartburger.

24 Mit den von
Wilh. Weimar gemalten
Bildern der **Luther-Galerie.**

Quartformat hoch 30, breit 24 Zentimeter.

Vornehme Ausstattung; in Geschenkteinband M. 10.—.

Die Leipziger Zeitung urtheilte: „Es ist uns eine auf-richtige Freude, dieses herrliche Werk anzeigen und als eine vorzügliche Gabe für das evangelische Haus überhaupt, wie insonderheit für unsere Konfirmanden empfehlen zu dürfen. Der Text erzählt schlicht und anschaulich vielfach mit des Reformators eigenen Worten Luthers Leben, die Entwicklung seines Wirkens und die Geschichte seiner Zeit. Das ist nicht ein Nacherzählen, sondern eine eigene, auf gründlichem Studium beruhende Schöpfung. Gleich wissenschaftlich ist der Künstler verfahren, der uns Luthers Leben und Wirken im Bilde vorführt. Er hat darnach gestrebt, nach den besten Bildern, die uns erhalten sind, zu porträtieren. So verwendet er bis etwa 1525 den Kranach'schen Kupferstich von 1520, eine Luthermedaille von 1521, den be-kannten Holzschnitt „Luther als Junker Jörg“ und den geist-vollen Kupferstich Daniel Hopfers von 1523. Es wird dem Kenner nicht schwer fallen, die Vorlagen des Künstlers auf seinen Darstellungen zu erkennen. Aber auch die übrigen Gestalten sind aufs sorgfältigste porträtirt. So Staupitz nach einem Gemälde im St. Peterskloster in Salzburg, Herzog Georg nach Georg Pencz, Karl V. nach der Büste im Museum zu Brügge zc. Und nun zu der Luthergalerie selbst! Sie ist keine Porträt-sammlung, auch nicht eine Zusammenstellung sonstiger Bilder aus der Reformationsgeschichte, sondern eine echt künstlerische, schöpferische Leistung. Treu bei dem von der Geschichtswissenschaft entworfenen Bilde bleibend stellt Wilhelm Weimar (in Berlin; geb. 1859 in Wiebich a. Rh.) die entscheidendsten und wichtigsten Momente aus Luthers Leben dar, die Poesie des Künstlers mit der historisch gegebenen Situationen aufs glücklichste verbindend. Das tritt besonders hervor bei der Leipziger Disputation, bei der Wormser Reichstagszene u. a. m. Die Einleitung enthält eine kurze Beschreibung der einzelnen Bilder — eine sehr dankens-werte Beigabe! Das Werk sei aufs wärmste empfohlen! Was müssen das für köstliche Stunden sein, wenn Eltern und Kinder diese Bilder unter der Erzählung und Erläuterung durch Vater oder Mutter miteinander betrachten! Eine Belehrung, eine Er-bauung, ein edler Kunstgenuß zugleich!

G. B.“

Religionsgeschichtliche Volksbücher für die deutsche christliche Gegenwart

unter Mitwirkung namhafter wissenschaftlicher und praktischer
Fachleute herausgegeben von

Lic. theol. Fr. Mich. Schiele=Marburg.

Die Hefte — je 3—6 Bogen zu je nur 30—40 Pfennig — sind
einzeln und fortlaufend von jeder Buchhandlung, durch die
Post (halbjährlich 6 Hefte M. 2.10), sowie direkt vom Verlage
zu beziehen.

Folgende Hefte sind erschienen:

I. Reihe:

Die Religion des Neuen Testaments.

1. Quellen des Lebens Jesu von Prof. Wernle. 40 Pf.
- 2/3. Jesus von Prof. Bouisset. Doppelheft. 2. Auflage.
11.—20. Tausend. 60 Pf.
4. Paulusbriefe von Prof. Vischer. 40 Pf.
- 5/6. Paulus von Prof. Wrede. Doppelheft. 70 Pf.
7. Welche Religion hatten die Juden als Jesus auf-
trat? von Lic. Hollmann. 40 Pf.
9. Das apostolische Zeitalter von Prof. v. Dobschütz.
40 Pf.
11. Die Entstehung des Neuen Testaments von Prof.
H. Holzmann. 35 Pf.

II. Reihe:

Die Religion des Alten Testaments.

1. Seelenkämpfe und Glaubensnöte vor 2000 Jahren
von Prof. Löhr. 35 Pf.

III. Reihe:

Allgemeine Religionsgeschichte. Religionsvergleiche.

1. Die Verbreitung des Christentums in der griechischen
Philosophie von Prof. Pfeleiderer. 40 Pf.
2. Seelenwanderung von Prof. Bertholet. 40 Pf.

Die Hefte sind alle auch kartoniert für je 20 Pf. mehr zu haben.
„Jesus“ und „Paulus“ außerdem geb. für M. 1.— bzw. M. 1.10.

Gebauer-Schwetschke
Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.

Die Religion des Neuen Testaments.

———— I. Reihe der ————
Religionsgeschichtlichen Volksbücher
herausgegeben von fr. Michael Schiele.

1. Band (über 500 Seiten) in Ganzleinen M. 5.40.

Inhalt:

Vorwort des Herausgebers

Prof. Wernle: Die Quellen des Lebens Jesu

Prof. Bouffet: Jesus

Prof. v. Dobschütz: Das apostolische Zeitalter

Prof. Vischer: Paulusbriefe

Prof. Wrede: Paulus.

Für die Bezieger der Einzelhefte halten wir Einbanddecken der „Religion des neuen Testaments“ I. Bd. zur Verfügung samt Titel, Inhaltsverzeichnis und Vorwort des Herausgebers 70 Pf.

———— Aus dem Vorwort: ————

Wirken heißt dienen. Und das Wirken der Religionsforscher und Theologen, die fürs Volk schreiben und reden, ist ein Dienst an den Gebildeten im ganzen Volke. Aber auch die Gebildeten übernehmen dadurch eine Pflicht. Wenn sie durch den Dienst der freien Wissenschaft etwas Befreiendes erfahren haben, so ist es nun ihre Schuldigkeit, ihre befreiten Gedanken, beflügeltem Samen gleich, weiterfliegen und weiterwirken zu lassen. Denn alles Interesse ist wertlos, das keine neuen Werte schafft, alle Anregung ein törichtes Spiel, die nicht zur Tat reift; und nichts bleibt Besitztum der Menschenseele, das ihr nicht Werkzeug wird zum Dienste an den Anderen.

Gebauer-Schwetschke
Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.

Werke von Prof. D. Wilhelm Bouffet-Göttingen.

Das Wesen der Religion

dargestellt an ihrer Geschichte.

2. Auflage. M. 4.— broschiert, M. 5.— Geschenkband.

Jesus. (11.—20. Tausend.)

„... hier der freie und befreiende Schwung des Geistes! Es ist ein Buch der Jugend, indem es schwillt und überquillt von Kraft, ein hellenisch gestimmtes Buch und doch getränkt mit edelster, innerlichster Religiosität. Kein Chloroform für Kranke, aber Feuerwein für Junge und Alte, gereicht im kunstvoll getriebenen Becher.“
Th. Kappstein in der „Zeit“.

So wird sein Buch ganz ungewollt und unbeabsichtigt und darum aber um so überzeugungskräftiger eine Schutzschrift der christlichen Religion gegenüber ihren Verächtern, ein Hand- vielleicht sogar ein Lebensbuch für Fragende und Ringende, für Zweifelnde und Ungewisse.
„Deutsche Zeitung.“

Ecc homo!

Gedanken und Reden von Karl Salomon.

M. 2.—, gebunden M. 2.60.

Salomon erinnert manchmal an Frenssen, manchmal an Bonus; aber er ist gedankenreicher als der erste und maßvoller als der zweite. Das Werk gehört ohne Frage zu dem Allerbesten, was wir an moderner Erbauungsliteratur besitzen. Echt und tief empfunden und ein neuer Beweis für die alte Tatsache, daß die vielgeschmähte moderne Theologie der Frömmigkeit wertvolle Dienste geleistet hat, dadurch, daß sie das Wesentliche, das Einfache und Starke am Christentum erkennen lehrt. — Man kann das hübsch ausgestattete Buch sehr warm empfehlen.
Lic. Rüfen in der „Kirchl. Gegenwart“.

Gebauer-Schwetschke
Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.

Nozomi no hosshi (Sterne der Hoffnung)

von

Shun- u Nakamura.

Japanische Novelle! Deutsch von **A. Wendt.**

Gebunden M. 2.—.

In die Geistesarbeit des Volkes „am Aufgang der Sonne“ läßt uns das ergreifende Werk Nakamuras einen tiefen Blick tun. Allen deutschen Lehrern und Studenten ganz besonders empfohlen!

„Die psychologische Zeichnung der Personen ist ganz vorzüglich; der Pastor in seiner religiösen Verbohrtheit und in seinem trotigen Eigensinn, der junge Theologie in seinen ihn bis auf den Grund der Seele zermürbenden Zweifeln, die Tochter in ihrem ungewissen Schwanken vom Vater zum Geliebten, von der väterlichen religiösen Auffassung zum Verständnis der tiefen und freien Seele des Geliebten — das sind Personen wirklichster Wirklichkeit. Die Schilderung des moralisch und sozial sehr zweifelhaften studentischen Lebens in ihrer minutiösen Feinheit erinnert an die Milieuschilderungen, wie wir sie bei Zola und Tolstoi finden. — Allen Respekt vor diesen neujapanischen Dichtern!“

G. Fobbe

i. d. „Zeitschrift f. Missionskunde u. Religionswissenschaft“.

Religion und Christentum vom Standpunkte der Naturwissenschaft und Seelenlehre von **Martin Ganghöfer.** M. 3.—, geb. M. 4.—.

Die ethischen Forderungen in ihrer Beziehung zum wirtschaftlichen Leben der Gegenwart von Professor **Dr. Wilh. Rein.** Jena. M. 0.85.

Herder und Kant. Der deutsche Idealismus und seine Bedeutung für die Gegenwart von **Dr. Meyer-Benfey.** Göttingen. M. 1.20, geb. M. 1.80.

Rudolf Haupt, Verlagsbuchhandlung, Halle a. S.

Erneut sei auf die schöne Dürerbiographie aus den Schriften
des Vereins für Reformationsgeschichte hingewiesen:

M. Zucker,
Albrecht Dürer.

6. und 7. Tausend.

——— Lexikon = 8^o. 66 Abbildungen im Text. ———

15 Vollbilder auf feinstem Kupferdruck-Karton in Mappe.

Gelegant gebunden in Karton Mk. 8.—;
brotschient Mk. 6.—.

Aus den zahlreichen Besprechungen:

„Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß sich ein so gediegenes
Werk auf dem Markte behauptet.“ Der alte Glaube.

„Zucker erweist sich als ein zuverlässiger Führer durch des
Künstlers Erdenwallen.“ — „Das Werk ist im wahrsten
Sinne des Wortes ein Hausbuch.“ Internat. Revue.

„Das Buch hat schon den Weg in viele Häuser gefunden
und zur Hochschätzung Dürer'scher Kunst in den evan-
gelischen Familien außerordentlich viel beigetragen.“
— „Wert und Bedeutung des Buches bleiben bestehen.“

Johannes Bauer in der Christl. Welt.

„Das Buch gibt eine schlichte Erzählung des Lebensganges
und gewissenhafte und zartfühlige Kommentare zu Dürers Werken.
Es ist aus gründlicher Kenntnis des Werkes Dürers und der
reichen Dürer-Literatur heraus geschrieben, aber es vermeidet
ein zu tiefes Eingehen auf kritische Untersuchungen, zu welchen
Dürer ja noch reichlich Gelegenheit bietet. — Es ist im besten
Sinne populär!“

Anzeiger u. Mitteilungen d. Germ. Nationalmuseums.

Mitglieder des Vereins erhalten das Werk zum
Vorzugspreise von Mk. 3.— brosch., Mk. 4.— geb.

PB-07931
5-49
C

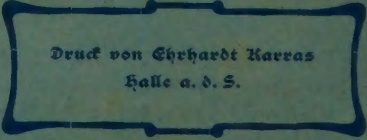
BX Friedensburg, Walter, 1855-1938.
3734 Die ersten Jesuiten in Deutschland.
F7 a.S., Verein für Reformationgeschichte
74p. 19cm. (Schriften für das deutsche
Volk, 41)

Bibliography: p.[3]-4.

1. Jesuits in Germany. I. Title. II

CCSC/mmb

339329



Druck von Erhardt Karras
Halle a. d. S.